

Bernstein

und das

Sozialdemokratische Programm

Eine Antikritik

von

Karl Kautsky

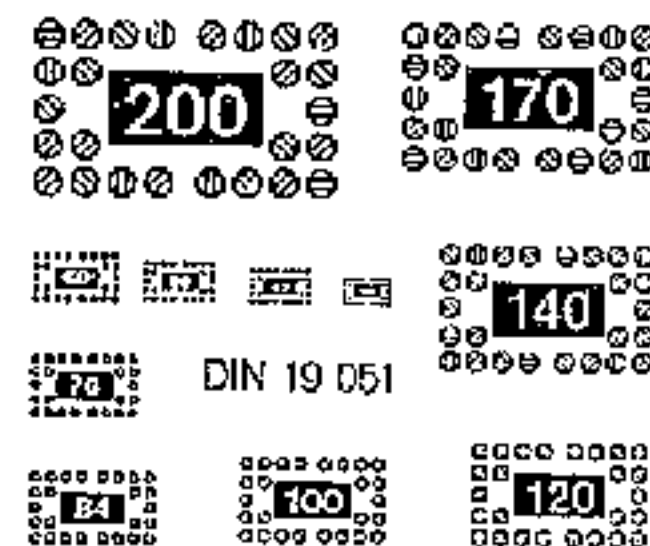
Stuttgart

Verlag von J. B. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.)

1899

558

0550.125



Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Vorwort	V
Einführung	1
I. Die Methode	7
a) Die materialistische Geschichtsauffassung	7
b) Die Dialektik	20
c) Der Werth	33
II. Das Programm	42
a) Die Zusammenbruchstheorie	42
b) Großbetrieb und Kleinbetrieb	49
c) Die Zunahme der Besitzenden	80
d) Die Aktiengesellschaften	98
e) Die Verwendung des Mehrwerts	104
f) Die Verelendungstheorie	114
g) Der neue Mittelstand	123
h) Die Krisentheorie	135
i) Die Formulierung des Programms	152
III. Die Taktik	160
a) Politik und Oekonomie	160
b) Selbständige oder unselbständige Politik	186
c) Wozu wir streben?	184

Vorwort.

Nach dem Erscheinen meiner Artikel gegen Bernstein im „Vorwärts“ und der „Neuen Zeit“ (im April dieses Jahres) wurde ich mehrfach aufgefordert, sie im Separatabdruck als besondere Broschüre erscheinen zu lassen. Das ist schon deswegen wünschenswerth, weil das Bernsteinsche Buch in Kreise drang, die weder den „Vorwärts“ noch die „Neue Zeit“ lesen, die nur wieder durch eine besondere Schrift erreichbar seien. Eine solche dürfte aber auch Manchem willkommen sein, der die Artikel gelesen aber nicht gesammelt habe.

Ich kam gern dieser Anregung nach, bei einer bloßen Separatausgabe wollte ich's jedoch nicht bewenden lassen. Im Buche stand mir weit mehr Raum zu Gebote, als im „Vorwärts“, ich konnte daher die Untersuchungen über die Entwicklungstendenzen der kapitalistischen Gesellschaft dort erheblich ausdehnen, und das schien mir von äußerster Wichtigkeit. Gerade diese Seite war bisher von der Kritik des Bernsteinschen Buches sehr flüchtig behandelt worden, ganz naturgemäß, da eine Zeitung zu solchen Exkursen keinen Raum hat. Die geringe Beachtung dieser Seite wurde aber von der gegnerischen Presse dahin gedeutet, daß wir darüber nichts zu sagen wüßten. Und doch bildet dies Thema den praktisch wichtigsten Theil seines Buches; es enthält Fragen, deren Beantwortung über die Lebensfähigkeit der sozialistischen Bewegung entscheidet.

Die bisher veräüßelte Abrechnung mit Bernstein auf diesem Gebiet ist zum Hauptinhalt meiner Schrift geworden, so sehr, daß ich, um die letztere nicht allzu sehr anschwellen zu lassen, die einleitenden Kapitel über die Methode viel kürzer faßte, als ich es in den entsprechenden Artikeln der „Neuen Zeit“ gethan. Ich hielt mich zu dieser Kürzung um so eher berechtigt, als die Fragen der Methode doch nicht in dem gegebenen Rahmen erledigt werden konnten. Ihre erschöpfende Erörterung in einer populären Gelegenheitschrift war von vornherein ausgeschlossen. Da ich trotz der Verkürzung der Kapitel noch die Entgegnungen in Betracht zog, die Bernstein in der „Neuen Zeit“ und im „Vorwärts“ veröffentlichte, bildet auch der Abschnitt über die Methode nicht einen Separatabdruck, sondern ist fast völlig neu geschrieben.

Ebenso kurz wie diesen habe ich den Abschnitt über die Taktik gehalten. Wohl lag die Versuchung nahe, in dem einen wie in dem anderen auf alle die Einzelfragen einzugehen, die Bernstein theils in seinem Buche selbst, theils im Laufe der Diskussion aufgeworfen. Aber im Interesse der Lesbarkeit und des knappen Anfangs der Schrift mußte ich mich auf das Nothwendigste beschränken. Eine solche Selbstbeschränkung ist für einen Autor während einer Polemik sehr hart, aber sie ist unumgänglich, soll man nicht vom Hundertsten ins Tausendste kommen und den Leser ermüden, statt ihn zu überzeugen. Ich konnte mich bei der Behandlung der Fragen der Taktik um so eher kurz fassen, als das Meiste von dem, was hier zu sagen war, bereits von anderen Seiten gesagt wurde.

Uebrigens muß ich gestehen, daß zur Kürze meiner Ausführungen über die Taktik auch ein äußerliches Moment beitrug: der Wunsch, rasch fertig zu werden, um meine Schrift noch vor dem Parteitag in Hannover an die Öffentlichkeit zu bringen.

Nicht als ob ich erwartete, sie werde den Parteitag beeinflussen. Wenn sie erscheint, haben sicher alle Jene, die dorthin delegiert werden, sich ihr Urtheil schon gebildet. Sollte der Eine oder der Andere sich so wenig mit den Gegenstand gekümmert haben, daß er noch nicht weiß, welche Stellung er einzunehmen hat, so wäre der Betreffende sicher der letzte, vorliegende Seiten noch zu lesen.

Nein, wenn ich wünschte, noch vor dem Parteitag meine Arbeit fertig zu stellen, so entsprang das der Erwartung und Hoffnung, er werde einen Abschluß der Diskussion mit Bernstein bringen.

Ich habe Disputationen wie große Erwartungen entgegengebracht, kaum je hat sich eine solche als ein Mittel erwiesen, zu zeigen, auf welcher Seite die Wahrheit liegt. Aber in der Regel sind sie vortrefflich geeignet, vorhandene Gegensätze zu enthüllen und scharf zum Ausdruck zu bringen und dadurch aufklärend zu wirken. Dies erwartete ich auch von der Diskussion über das Bernstein'sche Buch. Sie hat mich sehr enttäuscht, mehr noch als das Buch selbst; die Artikelserie über die Probleme des Sozialismus hatte etwas anderes erwarten lassen. Wir können es uns heute nicht verhehlen, daß die ganze Diskussion über das Bernstein'sche Buch recht unfruchtbar geblieben ist. Je mehr sie fortschreitet, desto mehr fühlt sich Bernstein mißverstanden — absichtlich mißverstanden — und desto weniger wissen wir, was er eigentlich will und welchen Zweck sein so großes Aufsehen erregender Vorstoß eigentlich hätte, da ja doch alles beim Alten bleiben soll.

Ich muß offen gestehen, daß es mich große Ueberwindung kostete, angesichts dieser Erkenntniß vorliegende Schrift zu Ende zu schreiben. Ich hätte es vielleicht nicht gethan, wäre ich nicht angespornt worden durch das Triumph-

geschrei von Liberalen und Anarchisten, die Sozialdemokratie hätte der Bernstein'schen Kritik ihres Programms, namentlich seinen statistischen Daten, nichts entgegenzuhalten vermocht. Meine Arbeit richtet sich in der That weit weniger gegen Bernstein selbst, als gegen jene Sozialliberalen und „Edelanarchisten“ und ihre Helfershelfer, denen sein Buch eine willkommenene Sammlung von Materialien zu Angriffen gegen unsere Partei geworden ist.

Diesen Elementen den Spaß etwas zu verderben, den ihnen Bernstein's Schrift gemacht hat, ist der Hauptzweck der vorliegenden Kritik. Erschien sie aber nach dem Parteitag, so drohte sie eine Diskussion von Neuem zu entfachen, deren weitere Fortführung auf der von Bernstein gegebenen Grundlage immer unfruchtbarer wird, die in Hannover zu einem Abschluß zu bringen wohl der Wunsch aller Theilnehmenden ist.

Ich persönlich wenigstens darf sagen, daß ich diese Schrift als mein Schlusswort in der Angelegenheit betrachte. Die Gegenwart bietet uns so viele wichtige Probleme, die zu studiren sind, der Marx'sche Nachlaß so viele Schätze, die noch ungehoben sind, daß man sicher sein darf, ich werde ohne Noth über die Probleme des Bernstein'schen Sozialismus nicht mehr das Wort ergreifen.

Das Schweigen wird mir um so leichter fallen, je schmerzlicher mir in dieser Sache das Neben geworden ist. Die Polemik gegen einen alten Freund hat immer etwas Beutliches.

Freilich muß die Freundschaft verschmachten, sobald wissenschaftliche oder politische Ueberzeugung mit ihr in Konflikt kommt. Daß ich dies nicht beachtet, daß ich der Freundschaft in meiner Stellung Bernstein gegenüber zu großer Einfluß eingeräumt, soll mir nach einem Bericht der „Sächsischen Arbeiterzeitung“ Diebsteht in einem Referat in Dresden vorgeworfen haben. Danach wäre Bernstein ein wissenschaftlich und politisch unbedeutender Mensch, dessen Artikel in der „Neuen Zeit“ ich nur aus Freundschaft aufnahm. Ich habe auf diesen Vorwurf nicht reagirt, einmal, weil er viel mehr mich als Bernstein herabsetzte, und zu meiner persönlichen Vertheidigung ergreife ich nur ungeru das Wort. Dann aber auch, weil ich es für unmöglich hielt, daß Diebsteht so gesprochen, da Niemand, der die „Neue Zeit“ auch nur oberflächlich kennt, im Zweifel darüber sein kann, was Bernstein für sie bedeutet. Aber da einige Schlangköpfe aus meinem Schweigen geschlossen haben, ich hielte den Bernstein und mir gemachten Vorwurf für zutreffend, so ist es vielleicht nicht ganz überflüssig, daß ich dem hier widerspreche. Wenn Professor Diehl in den Conrad'schen Jahrbüchern meint, in Bernstein „hat der sogenannte wissenschaftliche Sozialismus einen seiner talentvollsten, klarsten und gelehrtesten Anhänger verloren“, so stimme ich dieser Werthschätzung der Thätigkeit, welche Bernstein für unsere Sache entfaltete, vollständig zu.

Ob seine letzte Schrift, die wir hier kritisieren, dann ein theoretischer Rückschritt und wie dieser zu erklären, das ist eine Frage, die uns hier in der Vorrede noch nicht zu beschäftigen braucht. Mir erscheint der jetzige Standpunkt Bernsteins — oder wenn man will, der Mangel an einem ausgesprochenen Standpunkt — verwerflich, und ich halte es für meine Pflicht, ihn auf das Entschiedenste zu bekämpfen. Aber unsere Gegnerschaft darf uns nicht blind machen für das, was Bernstein uns gewesen. Ich persönlich schulde ihm nicht bloß jene Anregungen und Belehrungen, die er uns Allen im „Sozialdemokrat“ und der „Neuen Zeit“ geboten, sondern auch jene mächtige geistige Förderung, die aus dem engsten und verständnisvollsten Zusammenarbeiten vieler Jahre sich ergiebt. Sollte es mir gelungen sein, auf den folgenden Seiten triftige Argumente gegen Bernsteins jetzige Anschauungen vorgebracht zu haben, so verdanke ich das nicht bloß Marx und Engels, sondern auch Edward Bernstein.

Berlin-Friedenau, September 1899.

K. Kautsky.

Einleitung.

In der Literatur der deutschen Sozialdemokratie bildet das Bernsteinische Buch die erste Sensationschrift. Wohl hat Bebel's „Frau“ an literarischem Erfolg unsere übrige Literatur weit hinter sich gelassen, aber eine eigentliche Sensationschrift bildet sie doch nicht. Daß ein Sozialdemokrat ein sozialdemokratisches Buch schreibt, darin liegt ja nichts Sensationelles.

Ganz anders liegt die Sache, wenn ein hervorragender Sozialdemokrat, einer der „orthodoxesten“ Marxisten ein Buch schreibt, in dem er feierlich verbrennt, was er bisher angebetet, und anbetet, was er bisher verbrannt hat. Daß man vom bürgerlichen Demokraten sich zum Sozialdemokraten entwickelt, das ist ein alltäglicher Fall, und die bürgerliche Presse hat keine Ursache, solche Fälle an die große Glocke zu hängen. Ganz anders, wenn endlich, endlich einmal das Umgekehrte sich zu ereignen scheint. Ob dies bei Bernstein wirklich der Fall, ob seine Schrift wirklich den Abfall vom Sozialismus der Sozialdemokratie bedeutet, darüber ein Urtheil zu fällen ist hier noch nicht am Platz. Offenkundig aber ist es, daß die bürgerliche Presse sein Buch in diesem Sinne auffaßt und ausnützt und des Jubels darüber kein Ende weiß. Nach so vielen Niederlagen endlich ein Sieg! Endlich ein Anzeichen, daß in der stolzen, unüberwindlichen Sozialdemokratie wenigstens einer ihrer denkenden Köpfe anfängt, an seiner Partei irre zu werden und an Stelle der Siegeszuversicht Zweifel und Bedenken laut werden zu lassen. Solch frohe Botschaft konnte nicht laut genug verkündet werden.

Diese Haltung der Gegner allein mußte schon die allgemeine Aufmerksamkeit auch der Parteigenossen auf das Bernsteinische Buch lenken. Aber es wurde noch beachtenswerther dadurch, daß es innerhalb der Partei keineswegs einstimmige Verurtheilung fand. Allerdings widersprachen sich die Fürsprecher Bernsteins in mannigfacher Weise. Während die einen erklärten, er bestätige nur, was bisher schon in unserer Partei gegolten, rühmten ihn andere als einen Reformator unserer praktischen Politik, die doch wichtiger sei, als die graue Theorie; von dritter Seite wieder wurde gegen seine praktische Politik eingewendet, das Neue an ihr sei nicht gut und das Gute nicht neu, aber Bernsteins Verdienst bestehe darin, daß er sich als selbständiger Denker auf

dem Gebiete der Theorie erwiesen und das theoretische Denken, das zu sehr in den Hintergrund getreten, neu belebt habe. Die Mehrzahl der parteigegenständlichen Stimmen aber, die sich bisher vernehmen ließen, schloß sich zwar dem letzterwähnten Urtheil über die praktische Politik Bernsteins an, erklärte aber seine Theorien für einen bloßen Abstrakt Kathedersozialistischer Labenhüter.

Diese Unterschiede in der Auffassung sind theils dem Umstande zuzuschreiben, daß, wie wir noch sehen werden, Bernstein seinen Standpunkt keineswegs immer völlig klar und widerspruchsfrei dargelegt hat, theils aber und vornehmlich dem Umstande, daß in unserer Partei selbst ziemlich gegensätzliche Strömungen in höchst wichtigen Fragen bestehen.

Das ist an sich noch kein Unglück. Seit jeher haben in unserer wie in jeder Partei Gegensätze bestanden, Gegensätze individueller, lokaler, beruflicher, theoretischer Natur. Der Junge und Heißhitzige denkt anders als der Alte, Bedächtige, der Bayer anders als der Sachse und dieser wieder anders als der Hamburger; der Bergarbeiter anders als die Konfektionsarbeiterin, derjenige, der im gewerkschaftlichen Kampf oder im Genossenschaftswesen aufgeht, anders als jener, der mit Leib und Seele Parlamentarier und Wahlagitator ist; anders derjenige, der an der Hand von Marx und Engels in das Reich des Sozialismus eintrat, als derjenige, der über Hobbes zu uns kam u. s. w.

Solche Unterschiede sind nicht bloß unvermeidlich, sondern notwendig, soll nicht das geistige Leben innerhalb der Partei erstarren. Aber diese ist eine kämpfende Armee, kein Disputirklub; die Gegensätze in ihrem Innern dürfen nicht so weit gehen, daß sie jedes geistliche Zusammenwirken unmöglich machen, ja nicht einmal so weit, daß sie Reibungen erzeugen, deren Ueberwindung Zeit- und Kraftverlust bedeutet und die Kampfesfreudigkeit lähmt. Die Ausdehnung der Partei darf nie auf Kosten ihrer Geschlossenheit und Einheitlichkeit geschehen. Nichts schlimmer als Zerfahrenheit in der Taktik.

Das Wesen der Taktik besteht eben in der Einheitlichkeit, in dem Zusammenfassen verschiedener Kräfte zu einer gemeinsamen planmäßigen Aktion. Auf der Einheitlichkeit beruht die große Ueberlegenheit eines Heeres über zusammengelaufene Haufen, selbst wenn letztere weit zahlreicher und an Ausrüstung nicht schlechter gestellt sind. In der Einheitlichkeit besteht die Ueberlegenheit einer geschlossenen Partei gegenüber der Masse der Indifferenten.

Man verwechsle nicht Taktik mit Agitationsweise. Diese muß sich individuellen und lokalen Verhältnissen anpassen. In der Agitation muß man es jedem Agitator überlassen, durch jene Mittel zu wirken, die ihm zu Gebote stehen; der eine wirkt am meisten durch seine Begeisterung, der andere durch schlagenden Witz, der dritte durch die Fülle der Thatfachen u. s. w. Und wie nach dem Agitator muß sich die Agitation nach dem Publikum richten; man

muß so sprechen, daß man verstanden wird, muß an das den Zuhörern Bekannte anknüpfen. Das ist ja selbstverständlich und gilt nicht bloß für die Vortragsagitation. Man wird auch zu Broschürenkritikern anders sprechen als zu Seelenten, und zu diesen wieder anders als zu Schriftsehern. In der Agitation muß individualisirt werden, aber unsere Taktik, unser politisches Handeln muß einheitlich sein. Wir dürfen nicht bei einer das ganze Reich umfassenden Aktion, etwa einer Reichstagswahl, eine besondere Taktik für den Norden haben und eine andere für den Süden, eine besondere für das Land und eine andere für die Stadt. Auf der Einheitlichkeit der Taktik beruht die Einheit der Partei, und wo jene verloren geht, geht auch diese bald in die Brüche.

Einheitlichkeit der Taktik ist Einheitlichkeit im Handeln. Sie schließt Verschiedenheiten im Denken, Verschiedenheiten der theoretischen Auffassung nicht aus. Völlige Einheitlichkeit des Denkens ist höchstens in einer religiösen Sekte erreichbar und sie ist unvereinbar mit selbständigem Denken. Aber das bejagt keineswegs, daß die theoretische Auffassung des einzelnen Parteimitglieds eine gleichgültige Angelegenheit, gewissermaßen Privatfache sei.

Die Parteithätigkeit bedingt wie jede gesellschaftliche Thätigkeit ein gewisses Opfer an Selbständigkeit des Individuums. Der Anarchist und der literarische Eingänger mögen wegen dieses Opfers mit Verachtung auf den Parteimann herabsehen; sie können die Thatfache nicht bejagen, daß ohne gesellschaftliches Zusammenwirken nichts Großes in der praktischen Welt geschaffen werden kann. Aber es ist klar, daß der Verzicht auf Selbständigkeit, der von dem einzelnen Parteimitglied verlangt wird, nicht zu groß werden darf, soll nicht die Partei zu einer Horde willenloser Sklaven oder zu einer Herde gedankenloser Schafe herabsinken. Das heißt jedoch nichts anderes, als daß, je größer die theoretischen Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Partei, desto größer das Opfer an Selbständigkeit, das der Einzelne im Interesse des einheitlichen Handelns zu bringen hat, desto geringer die Begeisterung für das Wirken der Partei und desto größer die Gefahr, die ihrer Einheit droht. Anderseits aber wird man sich freilich hüten müssen, die Grenze zu eng zu ziehen, über die hinaus ein Abweichen des Einzelnen von dem theoretischen Standpunkt der Mehrheit unvereinbar wird mit seiner wirksamen Betheiligung als Parteimitglied, über die hinaus eine Vereinbarung des einheitlichen Charakters der Partei mit der gleichzeitigen Selbständigkeit der Parteigenossen sich als unmöglich erweist.

Diese Grenze genau zu bestimmen ist eine der wichtigsten Aufgaben einer jeden Partei; zu diesem Zwecke formulirt sie ihre Ziele und deren Begründung in einem Programm, das mehr noch der Organisation als der Propaganda dient. Unser Programm setzt nicht bloß unsere nächsten Forde-

rungen fest, sondern auch jene Grundsätze, deren Anerkennung die Einheitlichkeit der Partei und ihre Kampfesfreudigkeit sichert. Der allgemeine Theil unseres Programms ist nicht bloß eine Verzierung des Parteigebäudes, ein harmloses Vergnügen, das die „Praktiker“ gern den „Theoretikern“ gönnen, das aber weiter keinen Zweck hat, er hat die eminent praktische Aufgabe, die Grenzheide aufzubauen zwischen uns und nicht nur unseren entschiedenen Gegnern, sondern auch allen den flauen, unsicheren Kantonalisten, die hier und da gerne mitthäten, die aber nicht gekommen sind, unseren Kampf zum Ende unter allen Umständen mitzukämpfen.

Aber gerade weil diese Aufgabe des Programms eine so wichtige, darf es nicht Tabu, nicht unantastbar für jede Kritik sein. Nichts Schlimmeres als ein Programm, das zu der Wirklichkeit in Widerspruch steht. Entweder verliert es jede praktische Geltung in der Partei, dann verliert diese aber auch jeden festen Zusammenhalt und jede feste Grenze gegenüber den benachbarten Elementen, dann strömen Krethi und Plethi ihr zu, an Stelle von Grundsätzen treten wechselnde Stimmungen und Augenblickeinflüsse geschickter Demagogen, an Stelle zielbewußten unaufhaltsamen Vorwärtsschreitens tritt ein Zickzackkurs, an Stelle der Geschlossenheit Zersplittertheit, an Stelle des Selbstvertrauens und der Begeisterung Zweiselsucht und Märgerei. Oder aber, das Programm verliert nicht sein Ansehen innerhalb der Partei, da es aber mit der Wirklichkeit unvereinbar ist, verliert es seine propagandistische Kraft, degradiert die Partei zur Sekte und führt sie auf die Bahn unfruchtbarer Deklamationen oder verhängnisvoller Abenteuer.

Zeitweise Neuprüfung des Programms ist also nicht bloß gestattet, sondern sogar geboten. Aber angesichts seiner Bedeutung für das ganze Leben der Partei muß man verlangen, daß sie mit der größten Gewissenhaftigkeit vorgenommen werde, daß man nicht auf den ersten besten Einfall, die erste beste Kritik hin, die man gehört, das Programm der eigenen Partei in Frage stelle, daß man nicht ohne zwingende Gründe Zweifel an der Festigkeit der Grundlagen des Parteigebäudes erwecke, und daß man den alten Standpunkt nicht erschüttere, ehe man nicht einen neuen gewonnen und gefestigt hat.

Man muß begeistert sein, um große Dinge zu vollbringen, sagte St. Simon. Aber nur große Ziele können begeistern. Ist das Ziel unserer Bewegung hinfällig geworden, dann lenkte man den Enthusiasmus auf ein anderes, besser begründetes, jedoch eben so hohes Ziel, aber man tödte nicht jeden Enthusiasmus durch unfruchtbaren Zweifel.

Das sind die Grundsätze, die uns bei der Prüfung unseres Programms leiten müssen.

Wir hatten erwarten, Bernstein werde uns in seinem Buche eine derartige Kritik unseres Programms geben; eine Kritik, die, wenn sie unser bis-

heriges Ziel beseitigt, ein neues, besseres an seine Stelle setzt; die, wenn sie die bisherige Begründung des Zieles und den Weg dahin verwirft, es verstand, eine bessere Begründung zu geben, einen besseren Weg anzuzeigen. Gerade jetzt, angesichts der Gegensätze in unseren eigenen Reihen, konnte eine derartige Kritik und die daran sich knüpfende Diskussion nur klärend und förderlich, für unsere Sache wirken. Unsere Gegner freilich mußte diese Kritik zum mindesten kalt lassen, ja um so mehr erbittern, je wirksamer sie sich erwies, denn um so mehr mußte sie die Sozialdemokratie befestigen, statt sie zu erschüttern.

Wie und inwieweit Bernsteins Kritik unseres Programms diese Aufgabe erfüllt hat, wird sich zeigen. Auf keinen Fall trug es zur besseren Lösung der letzteren bei, daß Bernstein sich damit nicht begnügte, sondern von Grund auf demolierend neben dem Programm auch die Methode kritisierte, deren Resultat es ist. Selbst ein Mann von dem Genie und dem encyclopädischen Wissen eines Marx oder Engels wäre davor zurückgeschreckt, im Raum einiger Bogen, innerhalb weniger Wochen eine Kritik der philosophischen Grundlagen unseres Programms, eine Kritik des Programms selbst und eine Darlegung der daraus sich ergebenden praktischen Konsequenzen zu geben. Engels Anti-Dühring umfaßte im Wesentlichen bloß den ersten Theil dieser Aufgabe, Marx' Anti-Proudhon behandelte bloß die wichtigsten Grundsätze der politischen Ökonomie.

Weniger in Bernsteins Schrift wäre mehr gewesen. Eine Kritik des Programms hatte nur dann einen Zweck, wenn Bernstein die Methode für richtig anerkannte, durch die es gewonnen war. Ist diese Methode irrig, dann schwebt von vornherein das Programm in der Luft, dann heißt es vor Allem die neue Methode feststellen, nach der gearbeitet werden muß; erst nachher kann man an den Aufbau eines neuen Programms gehen.

Mit Recht bemerkte Antonio Labriola, schon vom rein formellen Standpunkt aus leide das Buch Bernsteins an dem schweren Fehler, zu encyclopädisch zu sein („Mouvement Socialiste“, Nr. 8, S. 455). Wer ihn kritisieren wolle, sei gezwungen, ein ganzes Buch zu schreiben.

Ja, wollte man Bernstein erschöpfend kritisieren, müßte man eine ganze Bibliothek schreiben, denn er stellt seine Aufgabe vornehmlich darin, Probleme zu stellen, deren Lösung er Anderen überläßt. Dabei ist aber Bernsteins Schrift eine Gelegenheitschrift, eine Sensationschrift, die im Moment viel Staub aufwirbelt, deren nachhaltige Wirkung aber nicht feststeht. Der Kritiker kann sich nicht Jahre lang Zeit lassen, seine Gegenencyclopädie zu schreiben, sie muß möglichst bald erscheinen, soll sie einen Zweck haben.

Zu alledem gesellt sich noch eine weitere Schwierigkeit. Bernsteins Schrift leidet in Folge des Uebermaßes von Problemen, die auf einen engen Raum rasch hingeworfen wurden, nicht nur an dem Mangel positiver Er-

gebühre, sondern auch an Unklarheit der Darstellung. Die Gedanken drängen sich, überstürzen sich, keiner kommt zu voller Entfaltung. Dabei hat Bernstein, wie er selbst in seiner Vorrede anführt, es nicht immer über sich bekommen, diejenige Form und diejenigen Argumente zu wählen, durch die seine Gedanken am schärfsten zum Ausdruck gelangt wären. Er zwang sich zu dieser Beschränkung aus Rücksicht auf seine toten Freunde und Meister. Wir werden noch sehen, ob er ihrem Andenken dadurch sehr genügt hat. Sicher aber hat es die Auseinandersetzung mit ihm sehr erschwert.

Alles das bewirkt, daß es dem Kritiker des Bernsteinischen Buches fast unendlich ist, erhebliche, greifbare Resultate zu erzielen. Die Aufgabe, vor die es ihn stellt, ist eine ungeheure, dem Einzelnen erdrückende; die Ueberfülle der Thematika wie der Mangel an positivem Gehalt in dem kritisierten Buche schließen es fast völlig aus, durch die Kritik zu einer Vertiefung und Lösung der einzelnen Probleme zu gelangen, und da die wichtigsten Gedanken nicht zu Ende gedacht und präzise dargestellt sind, bleibt es nur zu oft dem Leser überlassen, ihre Konsequenzen zu ziehen und daraus den Standpunkt des Verfassers zu erschließen.

So kommt es, daß der Haupteinwurf Bernsteins gegenüber seinen Kritikern der ist, sie verstünden ihn nicht und stellten seine Anschauungen falsch dar. Dabei ereignet sich aber das Merkwürdige, daß diejenigen, die Bernstein entgegentreten, alle sein Buch in gleicher Weise auffassen. Dagegen sind es seine Verteidiger, die es auf die verschiedensten Arten auslegen. Die einen fassen es auf als vollständigen Bruch mit den bisherigen Prinzipien und Äußerungen der Sozialdemokratie, die anderen als Bestätigung des wirklichen Charakters unserer Bewegung, als bloßes Abstreifen einiger veralteten Aeusserlichkeiten.

Alles das macht eine umfassende Kritik des Bernsteinischen Buches weder zu einer leichten, noch zu einer angenehmen und erfolgversprechenden Arbeit. Aber die Aufgabe ist gegeben; sie muß gelöst werden. Wir werden trachten, die Lösung so viel als möglich mit positivem Gehalt zu erfüllen.

I. Die Methode.

a) Die materialistische Geschichtsauffassung.

Bernsteins Buch stellt in seinem Fortschreiten verschiedene Stadien einer Entwicklung dar; sie werden eingeleitet durch ein Vorstadium, jene Artikel in der „Neuen Zeit“, von denen die ganze Diskussion ausging, in der wir jetzt stehen. Seine Artikel über „den Kampf der Sozialdemokratie und die Revolution der Gesellschaft“ („Neue Zeit“, XVI, 1, S. 484, 548), mit dem Satz vom Endziel und der Bewegung, der seitdem zu einem geflügelten Wort geworden — diese Artikel stellten sich bloß dar als eine Polemik gegen Velfort Bar. Deswegen angegriffen, gestaltete Bernstein seine Erwiderungen zu einer Polemik gegen die „Sozialrevolutionäre“ in der Partei, die Barbus, Eugenborg, Plechanow.

Noch mehr erweitert Bernstein den Kreis seiner Gegner im Anfange seiner Broschüre. Aber er tritt da noch auf als der Vertreter des Marxschen Standpunkts. Die Marxsche Geschichtsauffassung hat eine Wandlung durchgemacht, erklärte er; die meisten Marxisten merken sie nicht, aber er, Bernstein, kann sie ganz genau verfolgen; wir müssen die materialistische Geschichtsauffassung in ihrer vollkommenen, nicht ihrer primitiven Form anerkennen.

Hier sehen wir Bernstein als Verteidiger der Marxschen Lehre gegen die Unvernunft der Marxisten. Noch fühlt er sich als Prophet, der nicht gekommen ist, das Gesetz aufzuheben, sondern es zu erfüllen.

Aber im Fortgang seiner Abhandlung schreibt er sich immer mehr in die Höhe; bald stehen wir im zweiten Stadium: Marx und Engels haben eine Wandlung durchgemacht; aber nicht nur die Marxisten, sondern auch Marx und Engels selbst sind sich ihrer nicht bewußt geworden. Bernstein freilich hat sie herausgefunden. Im Sinne dieser Wandlung ist die Marxsche Lehre zu reformieren, von dem schlecht beratenen Marx ist an den besser beratenen zu appellieren. Bisher war es bei den Kathedersozialisten Mode, dem bösen Marx den braven Lassalle gegenüberzustellen. Bernstein bringt Abwechslung in die Sache und stellt dem bösen Marx den braven Marx gegenüber. Aber auch dabei bleibt er nicht, er schreibt weiter, wird immer wärmer und kampflustiger und so schreibt er sich in das dritte Stadium

hinein; vom braven Marx bleibt nichts mehr übrig, nehm, auch in seiner vollendetsten Gestalt wird er verworfen; die Richtung der tatsächlichen Entwicklung, erklärt Vernstein, ist der von Marx behaupteten gerade entgegengesetzt.

Dies ist das entschiedenste und wichtigste Stadium des Buches. Da weiß man doch, wo und wie. Aber leider bleibt Vernstein nicht in diesem Stadium. Der Wilzbach, der das Gebäude des Marxismus fortzuschwenken droht, verflacht und verflacht in einem Exkurs über praktische Sozialreformen, deren Nothwendigkeit von Berlepsh und Basermann bis Parnas und Plechanow allgemein anerkannt wird, bis wir schließlich in dem dünnen Nihilismus als einziges praktisches Schlussresultat der ganzen Auseinandersetzung die Mahnung finden, keine Ausdrücke zu gebrauchen, durch welche die Bourgeois erschreckt werden könnten.

Wenden wir uns zunächst dem ersten Stadium des Buches zu. Es handelt sich hier um die Grundlage der marxistischen Theorie, die materialistische Geschichtsauffassung. Durch „diese beiden großen Entdeckungen“, sagt Engels in seinem Anti-Dühring, „die materialistische Geschichtsauffassung und die Enthüllung des Geheimnisses der kapitalistischen Produktion vermittelt des Mehrwerths . . . wurde der Sozialismus eine Wissenschaft“. Sie haben den modernen Sozialismus nicht geschaffen, aber sie gaben erst die Möglichkeit, den Sozialismus wissenschaftlich, methodisch zu begründen und auszubauen. Unter diesen beiden Entdeckungen selbst ist wieder die der materialistischen Geschichtsauffassung die grundlegende geworden. Mit ihr steht und fällt der Marxismus, das heißt die höchste bisher erreichte Stufe der sozialistischen Theorie.

Vernstein geht daher in seiner Streitschrift von der Frage aus, ob und inwieweit die materialistische Geschichtsauffassung Geltung hat. Welches ist aber der Weg, um zu einem Urtheil über sie zu gelangen? Marx hat uns selbst in der berühmten Vorrede zu seiner „Kritik der politischen Ökonomie“ den Weg beschrieben, den er einschlug.

Als Redakteur der „Rheinischen Zeitung“ kam er 1842—1843 in „die Verlegenheit, über sogenannte materielle Interessen mitzureden zu müssen“, ohne die betreffenden Fragen tiefer ergründen zu haben. Die Beschäftigung damit, sowie Kontroversen, die sich darüber entspannen, erregten in ihm Zweifel mannigfacher Art an der Nichtigkeit der damals herrschenden Anschauungen. Marx hielt jedoch keineswegs den bloßen Zweifel bereits für einen theoretischen Fortschritt, den man nicht rasch genug dem Publikum vortragen könne. Statt ein Buch über seine Zweifel zu schreiben, benutzte er eine Meinungsverschiedenheit mit dem Herausgeber der „Rheinischen Zeitung“, um sich „von der öffentlichen Bühne in die Stubirube zurückzuziehen.“

„Die erste Arbeit, unternommen zur Lösung der Zweifel, die mich beunruhigten, war eine kritische Revision der Hegelschen Rechtsphilosophie, eine

Arbeit, wovon die Einleitung in den 1844 in Paris herausgegebenen „Deutsch-französischen Jahrbüchern“ erschien. Meine Untersuchung mündete in dem Ergebnis, daß Rechtsverhältnisse wie Staatsformen weder aus sich selbst zu begreifen sind, noch aus der sogenannten allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes, sondern vielmehr in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln, deren Gesamtheit Hegel, nach dem Vorgange der Engländer und Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts, unter dem Namen der bürgerlichen Gesellschaft zusammenfaßt, daß aber die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft in der politischen Ökonomie zu finden sei. Die Erforschung der letzteren, die ich in Paris begann, setzte ich fort zu Brüssel, wohin ich in Folge eines Ausweisungsbefehls des Herrn Guizot übergewandert war . . . Die Herausgabe der „Neuen Rheinischen Zeitung“ 1848 und 1849 und die später erfolgten Ereignisse unterbrachen meine ökonomischen Studien, die erst 1850 in London wieder aufgenommen werden konnten. Das ungeheure Material für Geschichte der politischen Ökonomie, das im Britischen Museum aufgehäuft ist, der günstige Standpunkt, den London für die Beobachtung der bürgerlichen Gesellschaft gewährt, endlich das neue Entwicklungsstadium, worin letztere mit der Entdeckung des kalifornischen und australischen Goldes einzutreten schien, bestimmten mich, ganz von vorne wieder anzufangen und mich durch das neue Material kritisch durchzuarbeiten.“

Marx kam also — und das Gleiche gilt von Engels — zu seiner Geschichtsauffassung auf dem Wege der Erforschung der ökonomischen Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft. Zu der gleichen Geschichtsauffassung kam Morgan durch Erforschung der Entwicklung primitiver Völkerschaften. Dasselbe Entwicklungsgesetz wurde an beiden Enden der Entwicklungsreihe gefunden. Das ist wohl kein Zufall. Die ökonomische Entwicklung der modernen Gesellschaft liegt uns naturgemäß am nächsten, ist uns am bekanntesten. Bei den prähistorischen Gesellschaftsformen wieder sind ihre Verhältnisse am einfachsten und klarsten, ist die Gesetzmäßigkeit ihrer Entwicklung, sobald die Thatfachen einmal bekannt und festgestellt sind, am sichersten zu erkennen. Am wenigsten Klarheit herrscht über die Mittelglieder der Entwicklungsreihe, da deren ökonomische und gesellschaftliche Verhältnisse überhaupt um so schwerer zu erkennen sind, je weiter sie zurückliegen, und um so komplizierter werden, je mehr sie sich von der Urzeit entfernen. Immerhin dringt die Forschung auch hier immer weiter vor und deckt immer weitere Zusammenhänge des klassischen Alterthums und des Mittelalters mit der Urgesellschaft wie mit der modernen Gesellschaft auf.

Trotzdem ist die Literatur des historischen Materialismus noch eine recht dürftige, die Theorie noch in ihren Anfangsstadien und ihre Entwicklung keineswegs vergleichbar jener, die z. B. der Darwinismus genommen. Mit

Nächst weist Antonio Labriola in seiner neuesten Schrift darauf hin (*Socialisme et Philosophie*, S. 12), und er zeigt auch den Grund an, auf dem dieser Unterschied beruht.

Die materialistische Geschichtsauffassung ist die Theorie geworden, durch die das Proletariat seine sozialistischen Ansprüche begründet. Das hat ihre historische Bedeutung ungemein erweitert, aber ihre wissenschaftliche Entwicklungsfähigkeit, für die nächste Zeit wenigstens, verengt. Sie ist darauf angewiesen, von den Sozialisten allein weiter gefördert zu werden, den Angehörigen einer armen, kämpfenden Partei, die meist in der Erwerbsarbeit aufgehen und ihr bißchen Muße für praktische Kämpfe hingeben müssen. „Alle jene aber, die außerhalb des Sozialismus stehen, hatten und haben ein Interesse daran, diese neue Theorie zu bekämpfen, zu entstellen oder wenigstens zu ignorieren, und die Sozialisten . . . können nicht die Zeit, die Mühe, die Studien aufwenden, die notwendig sind, soll eine Geistesrichtung die umfassende Entwicklung und die Reife einer Schule erreichen, wie das mit jenen Lehren der Fall ist, welche von der offiziellen Welt gefördert oder wenigstens nicht bekämpft werden und daher durch das eifrige Zusammenwirken zahlreicher Mitarbeiter wachsen und gedeihen“ (a. a. O.).

Und das verspricht zunächst nicht besser zu werden. In dem Maße, in dem der Sozialismus an praktischer Bedeutung zunimmt, wachsen auch die praktischen Anforderungen an die Klasse der sozialistischen „Intelligenz“, und schwindet die Zahl der für die Theorie verfügbaren Kräfte. Die wachsende Ausdehnung der Tagespresse, die Zunahme der Sitze in den Parlamenten und Gemeinderäten, die Vermehrung der Arbeiterssekretariate u. u. absorbieren fast alle Kräfte, welche die Befähigung und Neigung zu theoretischer Arbeit hätten. Es ist kein Zufall, daß die sogenannten „Theoretiker“ in der deutschen Sozialdemokratie vornehmlich Leute sind, die im Auslande leben, die daher ausgeschlossen sind von der praktischen Parteithätigkeit, so wie es kein Zufall ist, daß auch die marxistische Theorie ein Produkt des Exils war und ein Produkt der politischen Stagnation vor 1848 und nach 1849. Hätte diese Stagnation länger gedauert und wäre es nicht zur „Internationale“ gekommen, kein Zweifel, das „Kapital“ läge fertig vor uns und die Marxsche Theorie wäre vollendeter, als sie heute ist.

Es scheint, daß innerhalb der entwickelten kapitalistischen Produktionsweise, welche die intensivste Anspannung aller Kräfte auf den Gebieten praktischer Tätigkeit erheischt, ein allseitig geführter Klassenkampf dem theoretischen Sinn nur wenig förderlich ist. Noch 1873 konnte Marx in seinem Nachwort zum „Kapital“ auf den großen theoretischen Sinn der deutschen Arbeiterklasse hinweisen. Mit Bedauern muß man heute gestehen, daß dieser Sinn im Schwinden begriffen ist. Er war ein Erbstück jener Zeit, in der die Wortführer des

deutschen Bürgerthums philosophierten, indem das französische und englische revolutionäre und die Welt eroberte. Die Begründung des Reiches der Dichter und Denker 1871 hat das Dichten und Denken arg in den Hintergrund gedrängt.

Der meiste theoretische Sinn dürfte noch in Rußland zu finden sein, dessen Intelligenz heute ebenso wie ehemals die deutsche dazu verurtheilt ist, die politischen und sozialen Umwälzungen des Westens bloß theoretisch zu reproduzieren.

In dieser für die theoretische Fortentwicklung so ungünstigen Situation muß um so werthvoller und erwünschter jeder Versuch sein, die materialistische Geschichtsauffassung zu vertiefen und weiter zu entwickeln. Dies ist aber nur möglich auf demselben Wege, auf dem Marx, Engels und Morgan zu dieser Auffassung kamen, durch weitere Erforschung der Thatfachen und nicht durch Herumdeuteln an einzelnen ihrer Aussprüche. Nur dadurch, namentlich durch Weiterentwicklung der Wirtschaftsgeschichte, kann sie verständlicher gemacht werden; an den Thatfachen und nicht an einzelnen Worten ist sie zu prüfen, aus ihnen weiter zu entfalten. Entweder unterzieht man die Thatfachen, auf denen Marx und Engels fußen, einer neuerlichen Prüfung, untersucht von Neuem ihre Zusammenhänge und die Schlüsse, die sich daraus ergeben, oder man dringt auf neue Gebiete vor, untersucht diese, vergleicht die dort gewonnenen Resultate mit den bisher schon erzielten und bekräftigt damit oder corrigiert, erweitert oder verengt die Theorie.

Hätte Bernstein diesen Weg eingeschlagen, jeder Marxist wäre ihm dankbar dafür gewesen. Aber derselbe Bernstein, der uns von oben herab belehrt, daß „nicht im ewigen Wiederholen der Worte des Meisters die Aufgabe ihrer Schüler beruht“ (S. 19), er giebt uns nichts als ein paar Citate aus Marx-Engelschen Schriften und Briefen, deutet an deren Worten herum, und bemerkt, die aus den letzten Briefen herauszulesende Deutung stelle die vollkommenste Gestalt der Theorie dar, in dieser Form müßten wir sie acceptieren. In dem ganzen Kapitel über die materialistische Geschichtsauffassung wird nicht auf eine einzige historische Thatfache Bezug genommen! Man denke sich einen Darwinisten, der den Sinn des Darwinismus nicht an der Hand naturwissenschaftlicher Thatfachen erörtern wollte, sondern an der Hand einiger allgemein gehaltenen Sätze aus Darwins Schriften und der Deutung der darin enthaltenen Worte: Entwicklung, Kampf ums Dasein, Zuchtwahl u. s. w. Dieses Verfahren erlaube ich mir Scholastik zu nennen, und ich fühle mich durchaus nicht geschlagen durch Bernsteins Einwurf, ich hätte dann gelegentlich meiner Diskussion mit Marx selbst Scholastik getrieben. Ich nenne durchaus nicht jede prinzipielle Erörterung Scholastik. Nicht darin besteht deren Wesen, daß mit Begriffen operiert wird, sondern darin, daß diese Begriffe gewonnen werden nicht durch Erforschung der Wirklichkeit, sondern durch

Verglebung der Bedeutung einzelner Worte und Sätze von Autoritäten. Wer sich aber meiner Polemik mit Vergewissung entsinnet, der wird auch wissen, daß das entscheidende Gewicht damals nicht der Deutung einiger Worte von Marx und Engels zufiel, sondern den Thatsachen der Geschichte, dem Entwicklungsgang der griechischen Philosophie, den Anfängen des Christentums, dem Paganismus.

Aber bei Bernstein handelt es sich auch gar nicht darum, den Gang der gesellschaftlichen Entwicklung aufzuhalten. Er packt die Sache philosophischer an. Für ihn ist „die Frage nach der Wichtigkeit der materialistischen Geschichtsauffassung die Frage nach dem Grade der geschichtlichen Notwendigkeit. Materialist sein . . . heißt zunächst die Notwendigkeit alles Geschehens behaupten. . . . So ist der Materialist ein Calvinist ohne Gott“ (S. 4). Dem entsprechend betitelt er auch das Kapitel, in dem er von der marxistischen Geschichtsauffassung handelt: „Die materialistische Geschichtsauffassung und die historische Notwendigkeit.“ Anfangs, erklärt er, suchte jene auf der Annahme einer solchen; sie war deterministisch. Aber im Laufe der Jahre wurden Marx und Engels aus strengem immer flauere Deterministen, was sie allerdings nie ausdrücklich erklärten, was sich aber aus der Deutung einiger Privatbriefe von Engels ergibt. Bernstein bringt sogar das Kunststück fertig, uns auf einen Brief von Engels zu verweisen, den außer ihm Niemand kennt und von dem er kein Wort mitteilt — aus Discretion. Wir sind indiskret genug, so diskrete Briefe einfach als nicht vorhanden zu betrachten und die Berufung auf sie für eine Absurdität zu halten.

Schließlich kommt Bernstein zu dem Ergebnis: „Der philosophische oder naturwissenschaftliche Materialismus ist deterministisch, die marxistische Geschichtsauffassung ist es nicht; sie mißt der materiellen Grundlage des Völklerlebens keinen unbedingten Einfluß auf dessen Gestaltungen zu“ (S. 14).

Auf meine Einwände dagegen erwiderte er in einem Artikel der „Neuen Zeit“, den er überschrieb: „Die Notwendigkeit in Natur und Geschichte“. Ich will es dem Leser ersparen, ihn mit durch die verschiedenen Arten von unbedingtem oder mehr oder weniger bedingtem, physischem, philosophischem und ökonomischem, strengem und flauem, allgemeinem und besonderem Determinismus durchzuschleppen, die uns da Bernstein vorführt. Nur eines sei bemerkt. Bei dem Verbalismus, den er treibt, ist Präzision im Ausdruck unerlässlich, soll man nicht in hoffnungslose Verwirrung geraten. Wenn Bernstein die ganze Erörterung über die materialistische Geschichtsauffassung auf die Frage auspißt, ob sie deterministisch sei oder nicht, darf er über den Sinn dieses Wortes keinen Zweifel lassen. Aber Bernstein muß selbst zugeben, daß er es gerade in dem ersten, grundlegenden Kapitel besonders an Genauigkeit und Klarheit des Ausdrucks mangeln läßt. Er erklärt in dem schon zitierten

Artikel der „Neuen Zeit“: „Es ist dies ein Punkt, wo ich Kautskys Kritik zum Teile als berechtigt anerkennen muß. Soweit die Ausdrucksweise in Betracht kommt, läßt der betreffende Abschnitt in der That an einigen Stellen zu wünschen übrig, fehlt es der Darstellung an Präzision.“ Macht er aber diesen Fehler in seinem Artikel wieder gut? Mit nichts. Er kommt hier zu dem Resultat: „Der ganze Streit ist ein Streit um die Interpretation eines Wortes: Determinismus. Wie ich es gebrauche, steht es für materiell bestimmte Notwendigkeit und würde, auf die Geschichte angewendet, Fatalismus heißen. Darüber kann Niemand, der mein Buch unbesungen liest, im Zweifel sein.“ Nach Bernstein war also die Marx'sche Geschichtsauffassung ursprünglich fatalistisch. Das wollen wir festhalten.

Wie aber, wenn wir im Zweifel sind, was „Fatalismus“ heißen soll? Er meint damit doch nicht den Glauben an ein Fatum? Wenn das Wort hier einen Sinn haben soll, kann's nur den von mechanischer, automatischer Notwendigkeit haben. In der That erklärt Bernstein: wenn Kautsky „nicht einen rein mechanischen Weltprozeß unterstellt, dessen Automaten die Menschen sind, ob sie sich auch noch so bewußt vorkommen mögen, dann fällt die Notwendigkeit der allgemeinen Menschheitsentwicklung reibungslos zusammen“. Mit anderen Worten, eine historische Notwendigkeit besteht für Bernstein nur dort, wo die Menschen in einer Zwangslage sich befinden, wo nicht bloß ihr Wollen bestimmt motiviert, sondern auch ihr Handeln unfrei ist. Nach allen seinen philosophischen Erörterungen endet er damit, Freiheit des Willens und Freiheit des Handelns miteinander zu verwechseln. Nur wird es klar, warum er meint, die Frage nach der Wichtigkeit der materialistischen Geschichtsauffassung sei eine Frage nach dem Grade der historischen Notwendigkeit. Diese Notwendigkeit in dem Sinne des notwendigen, gesetzmäßigen, kausalen Zusammenhanges aller historischen Erscheinungen genommen, kann natürlich keinen Grad haben, dagegen kann ein äußerer Zwang, unter dem die Menschen stehen, im Grade sehr verschieden sein.

Ich muß allerdings gestehen, daß ich „voreingenommen“ genug war, es für unmöglich zu halten, Bernstein werde die historische Notwendigkeit in letzterem Sinne auffassen. Es ist da nicht das erste Mal, daß Bernstein erklärt, er habe sich so deutlich ausgedrückt, daß nur Unverständlichkeit oder Voreingenommenheit ihn mißverstehen könne. Aber er ist so streng nur gegen seine bisherigen Parteifreunde. Etwas anderes ist's, wenn ein „Doktor, Magister gar“, ihn ebenso auffaßt. Ich hatte bereits in meiner ersten Kritik zweifelnd gefragt: „Sollte Bernstein nicht Determinismus mit Mechanismus verwechseln?“ In einem Artikel über Bernstein bemerkte Dr. v. Wenzler: „Nur glücklichsten ist Kautsky in seinen Bemerkungen über die Auffassung der materialistischen Geschichtstheorie durch Bernstein. Man muß hier zugeben, daß ihm (Bern-

stein) allerdings ... die Verwechslung des philosophischen Begriffs 'deterministisch' mit dem Begriff 'mechanisch' unterlaufen ist."

Meine Kritik wird von Bernstein in seinem Artikel als ein Beweis der Befangenheit hingestellt, mit der ich ihm gegenüberstehe. Gleich darauf aber erweist er dem Doktorhut seine Reverenz und erklärt in einer Fußnote: "Ich gebe zu, daß dieser Gebrauch des Wortes 'Determinismus' nicht mit dem Sinne übereinstimmt, den es in der modernen Philosophie hat, wo es speziell die Bestimmtheit des menschlichen Willens durch Verweggründe bezeichnet. Diejenigen Kritiker meines Buches, die wie Dr. v. Wendt in der wissenschaftlichen Beilage der Münchener 'Allgemeinen Zeitung' aus diesem Grunde an ihm Anstoß nehmen, haben unzweifelhaft den wissenschaftlichen Sprachgebrauch auf ihrer Seite. Das gilt aber nicht für Kautsky" — dem Kautsky ist verpflichtet, das Wort Determinismus im Sinne von Fatalismus zu gebrauchen, eine Verpflichtung, die ich höflichst ablehnen muß.

So ein Privatdozent hat's doch gut! Da plagt sich unser Herr im Schweiß seines Angesichts, die qui pro quos Bernsteins zu entwirren und klar zu legen, und was findet dieser? Mißdeutungen, nichts als Mißdeutungen, so grober Natur, daß die äußerste Nachsicht dazu gehört, sie nicht für absichtliche Fälschungen zu erklären. Wenn aber ein Privatdozent so nebenbei auf zwei Zeilen dasselbe sagt, dann wird ihm sofort auf das Vereitwilligste bescheinigt, daß er "unzweifelhaft den wissenschaftlichen Sprachgebrauch auf seiner Seite hat". Wie viel Arbeit erspart doch ein akademischer Titel!

Welchen Sprachgebrauch hatte aber Bernstein gerade im Auge, als er folgende Sätze schrieb?

Zu dem schon mehrfach angezogenen Artikel in der "Neuen Zeit" erklärte er: "Der Gedanke, daß unsere Welt genau so ist, wie sie sein mußte, ist im Grunde nur eine Erbauungsvorstellung für Materialisten, die keinen Trost für die Minderträchtigkeiten dieser Welt brauchen." Wohl beruht auf dieser "Erbauungsvorstellung" jegliche Wissenschaft und jegliche Möglichkeit einer Wissenschaft, aber sie kann nur von Materialisten und ähnlichen Idioten acceptiert werden, die der lächerlichen Ueberzeugung huldigen, in der Welt gehe alles natürlich zu. Ja, wer das annimmt, für den ist allerdings Kausalität und Nothwendigkeit gleichbedeutend. Aber "daß alles Geschehen eine Ursache haben muß, heißt eben noch nicht, daß alles Geschehen eine natürliche, mit keiner übersinnlichen Macht zusammenhängende Ursache haben muß".

Jetzt fehlt nur noch, daß Bernstein herausfindet, Marx und Engels hätten schließlich in ihrer Geschichtsauffassung die Nothwendigkeit durch den Finger Gottes ersetzt. An ungedruckt bleibenden Privatbriefen, aus denen sich das herausdeuten ließe, wird wohl kein Mangel sein.

Wenn aber die Marx'sche Geschichtsauffassung ursprünglich fatalistisch war, wie steht's dann mit dem Klassenkampf? An der Spitze der theoretischen Ausführungen des Kommunistischen Manifests steht der Satz: "Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen." In dem modernen Klassenkampf des Proletariats haben die Kommunisten theilzunehmen als "der praktisch entscheidende, immer weiter treibende Theil der Arbeiterparteien aller Länder". Wozu das, wenn Marx annahm, die Entwicklung gehe fatalistisch vor sich?

Für Bernstein selbst enthält der marxistische Standpunkt in seinen Anfängen nicht nur Fatalismus, sondern auch das Gegentheil davon.

In der bekannten Vorrede zur Kritik der politischen Ökonomie werden, wie Bernstein behauptet, "Bewußtsein und Sein einander so scharf gegenübergestellt, daß die Folgerung nahe liegt, die Menschen würden lediglich als lebende Agenten geschichtlicher Mächte betrachtet, deren Werk sie geradezu wider Willen und Willen ausführen" (S. 6). Der reine Fatalismus. Das ist schlimm genug. Aber gerade damals, als seine Geschichtsauffassung am fatalistischsten war, machte derselbe Marx, wie Bernstein ihm vorwirft, im Verein mit Engels "statt der wirklichen Verhältnisse den bloßen Willen zur Triebkraft der Revolution". Das ist jedenfalls noch schlimmer. Am schlimmsten aber, daß Marx und Engels sich dieses unerhörten Widerspruchs nie bewußt wurden. Die Möglichkeit, daß Bernstein Marx und Engels in dem einen wie in dem anderen Falle falsch aufgefaßt habe, kommt ihm nicht in den Sinn. Er hat ja für alle Widersprüche von vornherein die Deutung in der Tasche, die Zweifelsentheorie. Bei jedem Menschen findet er zwei Seelen, überall einen Dualismus; aber wenn man ausdenken mag, daß diese zwei Seelen vor allem in seiner Brust zu finden seien, wird er entwirrt.

Bernstein konstatirt indeß nicht bloß das Vorhandensein der zwei Seelen bei Marx und Engels, sondern auch eine besondere Entwicklung jeder der beiden Seelen, und zwar in entgegengesetzter Richtung, und doch entwickelt sich jede in der Richtung auf Bernstein — welches Kunststück! Die eine Seele wird immer weniger fatalistisch, sie erkennt immer mehr eine selbständige Eigenbewegung der politischen und ideologischen Mächte an, macht also immer mehr "statt der wirklichen Verhältnisse den Willen zur Triebkraft der sozialen Entwicklung. Die andere Seele dagegen, wie in dem Kapitel über "Marxismus und Hegel'sche Dialektik" zu lesen, schränkte die Rolle des Willens und der Ideologie in der Revolution immer mehr ein und legte immer größeres Gewicht auf ihre materiellen Grundlagen, wovon die Engels'sche Vorrede zu den Marx'schen Klassenkämpfen deutlich zeugt. So können die beiden armen Seelen sich nie finden und es gehört eine hervorragende Gabe

der Seelenricherei dazu, sich in diesem Knäuelmabbel zurechtzufinden und ganz genau festzusetzen, welches die wahre marxistische Seele ist.

Bernstein hat sie glücklich in einigen Privatbriefen von Engels entdeckt und er bedeutet uns: „Wer heute die materialistische Geschichtstheorie anwendet, ist verpflichtet, sie in ihrer ausgebildeten und nicht in ihrer ursprünglichen Form anzuwenden, das heißt, er ist verpflichtet, neben der Entwicklung und dem Einfluß der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse den Rechts- und Moralbegriffen, den geschichtlichen und religiösen Traditionen jeder Epoche, den Einflüssen von geographischen und sonstigen Natureinflüssen, wozu dann auch die Natur des Menschen selbst und seiner geistigen Anlagen gehört, volle Rechnung zu tragen“ (S. 7).

Sehr richtig, nur muß dies Jeder thun, der irgend eine Geschichtsauffassung, welcher Art immer, anwendet. Was uns da Bernstein in nicht ganz einwandfreier Reihenfolge aufzählt, das sind eben die Faktoren, deren Zusammenhänge zu erforschen sind. Aber die Art ihres Zusammenhanges erfahren wir nicht das Mindeste, wenn man uns verpflichtet, ihnen „Rechnung zu tragen“.

Dieser unklare Gemeinplatz ist das ganze Resultat der Bernsteinischen Untersuchung über die materialistische Geschichtsauffassung.

Ohne klare Geschichtstheorie giebt es aber auch keine klare Methode der sozialistischen Forschung. Hier ist der Punkt, wo Geschichtsauffassung und Sozialismus sich berühren, der Punkt, der die Frage der historischen Theorie zu mehr als einer Doktorfrage macht.

Der Zusammenhang zwischen Theorie und Methode erhellt deutlich aus einer Stelle des Engelschen Anti-Dühring. Ich wähle die dritte, „durchgesehene und vermehrte Auflage“, die Engels 1894, ein Jahr vor seinem Tode, herausgab, zu der Zeit, aus der auch seine Privatbriefe entstammen, auf die sich Bernstein beruft. Ich habe in meinem Artikel in der „Neuen Zeit“ schon gezeigt, daß zwischen diesen Briefen und den Werken von Marx und Engels kein Widerspruch besteht und kann eine Wiederholung dieser Auseinandersetzung mir und meinen Lesern erlassen.

In dem Anti-Dühring (S. 286) heißt es: „Die materialistische Anschauung der Geschichte geht von dem Satz aus, daß die Produktion, und nächst der Produktion der Austausch ihrer Produkte, die Grundlage aller Gesellschaftsordnung ist; daß in jeder geschichtlich auftretenden Gesellschaft die Verteilung der Produkte, und mit ihr die soziale Gliederung in Klassen oder Stände, sich darnach richtet, was und wie produziert und wie das Produzierte ausgetauscht wird. Hiernach sind die letzten Ursachen aller gesellschaftlichen Veränderungen und politischen Umwälzungen zu suchen, nicht in den Köpfen der Menschen, in ihrer zunehmenden Einsicht in die ewige Wahrheit

und Gerechtigkeit, sondern in Veränderungen der Produktions- und Austauschweise; sie sind zu suchen nicht in der Philosophie, sondern in der Ökonomie der betreffenden Epoche. Die erwachende Einsicht, daß die bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen unverhältnismäßig und ungerecht sind, daß Vernunft, Lust, Wohltat Plage geworden, ist nur ein Anzeichen davon, daß in den Produktionsmethoden und Austauschformen in aller Stille Veränderungen vor sich gegangen sind, zu denen die auf frühere ökonomische Bedingungen zugeschnittene gesellschaftliche Ordnung nicht mehr stimmt. Damit ist zugleich gesagt, daß die Mittel zur Beseitigung der entdeckten Mängel, ebenfalls in den veränderten Produktionsverhältnissen selbst — mehr oder minder entwickelt — vorhanden sein müssen. Diese Mittel sind nicht etwa aus dem Kopfe zu erfinden, sondern vermittelt durch das Kopfe in den vorliegenden materiellen Thatfachen der Produktion zu entdecken.“

Mit dem Entdecken allein ist es aber nicht gethan. Die Mittel müssen auch angewandt, eventuell den Widerstrebenden aufgezwungen werden. Aber nicht alle Volksschichten sind willkürlich durch bloße Kraft der Ueberredung dazu zu bewegen. Die durch Propaganda am ehesten für die betreffenden Kämpfe zu gewinnenden und zu vereinigenden Volksschichten müssen ebenfalls entdeckt werden. Es sind stets nur ganz bestimmte Klassen, deren Interessen und Neigungen zusammenfallen mit den Bedürfnissen der gesellschaftlichen Entwicklung. Auch diese Interessen und Neigungen können nur erkannt werden durch Erforschung der bestehenden Produktionsweise.

Das ist die Methode, die sich aus der Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung in der Politik ergibt, sie ist es, durch die der Sozialismus zu einer Wissenschaft wurde. Das besagt natürlich nicht, daß hinfort nur derjenige Sozialist sein könne, der diese Methode anerkenne oder mindestens verstehe. Man kann für eine Sache auch eintreten, ohne sich über die letzten Gründe seines Thuns klar geworden zu sein. Wenn man den marxistischen Sozialismus den wissenschaftlichen nennt, so soll damit aber auch nicht eine Ueberhebung der Marxisten verbunden sein, als ob sie behaupten wollten, daß bei ihnen allein wissenschaftliches Denken zu finden wäre. Es giebt sicher Marxisten, die mit der Wissenschaft auf sehr gespanntem Fuße stehen und Nichtmarxisten, die in der Wissenschaft Bedeutendes leisten. Aber eine andere Methode, den Sozialismus wissenschaftlich zu begründen, als die marxistische, ist bisher noch nicht in Wirksamkeit getreten.

Die Methode ist das Entscheidende am marxistischen Sozialismus, nicht die Resultate. Die letzteren können sich ändern, haben sich in manchen Punkten schon geändert und werden sich in manchen noch weiter ändern im Laufe der Entwicklung, die nicht nur neue Thatfachen, sondern auch neue Mittel der Forschung giebt. Daß wir in manchem anders urtheilen, als

Mary und Engels bei der Abfassung des kommunistischen Manifests, ist selbstverständlich. Aber was sich immer glänzender bewährt, das ist die Methode, durch welche die Resultate des kommunistischen Manifests gewonnen wurden.

Sicher ist auch diese Methode nicht der Weisheit letzter Schluß. Aber wenn jemand uns veranlassen will, von dieser so klaren, so fruchtbaren, so wohlbewährten Methode abzugehen, dann müssen es zwingende Gründe sein und dann muß uns als Ersatz eine mindestens ebenso klare und fruchtbare, wenn auch noch nicht so bewährte Methode geboten werden.

Wer die marxistische Methode für falsch hält, dem bleiben nur zwei Wege. Er erkennt an, daß die gesellschaftliche Entwicklung eine notwendige, gesetzmäßige ist, aber er leugnet es, daß sie in letzter Linie auf die Entwicklung der Produktionsweisen zurückzuführen ist. Er nimmt an, daß andere Faktoren daneben oder ausschließlich „in Rechnung zu ziehen sind“. Dann muß er, will er die Richtung der sozialen Entwicklung und die Mittel zu ihrer kräftigsten Förderung erforschen, die Gesetze darlegen, denen diese anderen Faktoren, etwa die ethischen Anschauungen und Triebe, unterliegen. Von einem wissenschaftlichen Sozialismus könnte erst dann bei dieser Methode die Rede sein, wenn die betreffenden Faktoren ebenso erforscht wären, wie die kapitalistische Produktionsweise im „Kapital“, und dargelegt wäre, daß aus ihrem Wirken eine sozialistische Gesellschaft entstehen muß.

Oder aber, man leugnet überhaupt die Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit der gesellschaftlichen Entwicklung oder wenigstens die Möglichkeit, sie mit den gegebenen Mitteln zu erkennen. Damit schwindet aber auch jede Möglichkeit, die Richtung der sozialen Entwicklung selbst nur einigermaßen durch Erforschung der Gegenwart und Vergangenheit klar zu legen, es schwindet jede Möglichkeit einer wissenschaftlichen Behandlung der großen Probleme unserer Zeit, also auch eines wissenschaftlichen Sozialismus. Das schließt eine sozialistische Bewegung nicht aus, aber ihre Ziele hören auf, etwas anderes zu sein, als aus den Bedürfnissen der Gegenwart entspringende fromme Wünsche. Die Argumente, die Art des Kampfes, alles müßte sich ändern.

Da Bernstein die materialistische Geschichtsauffassung in ihrer klassischen — oder wie er meint, primitiven — Form ablehnt, mußte er, wenn er überhaupt Klarheit in die Methode bringen wollte, sich für eine der beiden eben erwähnten Methoden entscheiden. Hier aber versagt er vollständig. Er begnügt sich damit, uns durch einige Ausfälle gegen die Materialisten und die Notwendigkeit und durch einige gezwungene Deutungen von Privatbriefen glauben machen zu wollen, Mary und Engels hätten am Ende ihres Lebens auf die konsequente Anwendung ihrer Geschichtsauffassung und der dieser entsprechenden

Methode verzichtet, auf der ihre klassischen Schöpfungen vom „Glaub der Philosophie“ und dem kommunistischen Manifest bis zum „Kapital“ und „Anti-Dühring“ beruhen. Aber er hütet sich, auch nur mit einem Worte zu verrathen, welche Methode er für die richtige hält, und auch in der Diskussion ist es nicht gelungen, ihm hierüber eine Aeußerung zu entlocken. Sein erbitterter Kampf gegen die historische Notwendigkeit läßt annehmen, er habe die Anschauung, als sei es überhaupt unmöglich, den Sozialismus wissenschaftlich zu begründen. Aber dagegen spricht der Umstand, daß er sich noch als Marxist, ja als der Vertreter der eigentlichen materialistischen Geschichtsauffassung gegenüber den dogmengläubigen Marxisten fühlt, die an der klassischen Form festhalten. Leider kann man auf das bloße „in Rechnung ziehen“ verschiedener Faktoren keine Methode des wissenschaftlichen Sozialismus begründen.

So beschränkt Bernstein sich auf einige Orakelsprüche. Auf Seite 10 und 11 setzt er auseinander, daß die ideologischen und ethischen Faktoren einen immer größeren Spielraum selbständiger Betätigung erhalten und fährt fort: „Der Geschichte ehemals muß erhält auf diese Weise eine Einschränkung, die für die Praxis der Sozialdemokratie, um dies voranzuschicken, keine Minderung, sondern eine Steigerung und Qualifizierung der sozialpolitischen Aufgaben bedeutet.“ Man sollte erwarten, daß wir später in der Schrift etwas über diese „Steigerung und Qualifizierung“ erfahren. Aber mit nichts. Es bleibt bei der vorausgeschickten Andeutung. Wir lesen nur noch auf S. 178, daß Bernstein „in der That den Sieg des Sozialismus nicht von dessen immaterieller ökonomischer Notwendigkeit abhängig mache, es vielmehr weder für möglich noch für nötig halte, ihm eine rein materialistische Begründung zu geben.“

Ob er es für möglich und nötig hält, ihm eine andere Begründung zu geben, erfahren wir nicht und ebenso wenig natürlich diese Begründung selbst.

Bernstein begnügt sich damit, gegen die alte Methode zu Felde zu ziehen, er hält es nicht für nötig, eine neue an ihre Stelle zu setzen. Er kommt auch ohne bestimmte Methode zurecht. Unbewußt beruht er immer noch die alte materialistische Methode, die sich durch sein ganzes Buch hindurchzieht. Aber da er sie ausdrücklich für unzureichend erklärt hat, nimmt er daraus das Recht, von ihr abzuweichen, wenn ihre Konsequenzen ihm un bequem werden.

Es ist bezeichnend, daß er es ablehnt, dem Sozialismus eine „rein materialistische“ Begründung zu geben. Inkonsequenter Materialismus, das ist Bernsteins Verbesserung der marxistischen Methode.

b) Die Dialektik.

Tritt Bernstein in Bezug auf die materialistische Geschichtsauffassung nicht als ihr Kritiker, sondern als ihr Kommentator auf, so ändert sich das im Fortgang seiner Broschüre.

Die Lehre von Marx und Engels, sagt er, hat eine Entwicklung durchgemacht, „aber nicht alle der . . . Wandlungen hinsichtlich einzelner Theile oder Voraussetzungen der Theorie haben bei der schließlichen Ausgestaltung dieser vollen Berücksichtigung gefunden. . . . Marx und Engels haben sich darauf beschränkt, die Rückwirkungen, welche die von ihnen anerkannten Veränderungen in den Thatfachen und die bessere Erkenntnis der Theorie auf die Ausgestaltung und Anwendung der Theorie haben müssen, theils überhaupt nur anzudeuten, theils bloß in Bezug auf einzelne Punkte festzuhalten. Und auch in letzterer Beziehung fehlt es bei ihnen nicht an Widersprüchen. Die Aufgabe, wieder Einheit in die Theorie zu bringen und Einheit zwischen Theorie und Praxis herzustellen, haben sie ihren Nachfolgern hinterlassen. . . . Heute steht es so, daß man aus Marx und Engels alles beweisen kann. Das ist für den Apologeten und literarischen Rabulisten sehr bequem. Wer sich aber nur ein wenig theoretischen Sinn bewahrt hat, der wird, sobald er sich dieser Widersprüche bewusst wird, auch das Bedürfnis empfinden, mit ihnen aufzuräumen. Darin, und nicht im ewigen Wiederholen der Worte der Meister beruht die Aufgabe ihrer Schüler“ (S. 19).

Die Wichtigkeit des Schlusssatzes dieses Passus kann ich ebenso wenig leugnen, als die des Anfangssatzes. Gegen den Rest aber verhalte ich mich nicht minder kritisch, als Bernstein gegen Marx und Engels, auf die Gefahr hin, von ihm zu den Apologeten oder Rabulisten gezählt zu werden.

Daß die Marxsche Theorie nicht fertig aus den Köpfen ihrer Urheber hervorging, daß sie eine Entwicklung durchmachte, ist selbstverständlich, ebenso wie es eine billige Wahrheit ist, darauf hinzuweisen, daß die Aufgabe der Schüler nicht im ewigen Wiederholen der Worte der Meister besteht. Die Resultate, die Marx und Engels gefunden, sind nicht das letzte Wort der Wissenschaft. Die Gesellschaft ist im Fluß ständiger Entwicklung, und nicht nur neue Thatfachen tauchen auf, sondern auch neue Methoden der Beobachtung und Forschung. Manches wird unhaltbar, was Marx und Engels behauptet, manches bedarf der Einschränkung, manche Lücke, die sie offen gelassen, muß ausgefüllt werden.

Aber von dieser Art der Weiterentwicklung der Theorie spricht hier Bernstein nicht, sondern von den Widersprüchen, in die sich Marx und Engels durch ihre eigenen wissenschaftlichen Fortschritte dadurch verstrickten, daß sie deren Konsequenzen nicht auf allen Gebieten zogen und an veralteten Ansichten festhielten, die mit ihren eigenen neueren in Widerspruch standen.

Das ist nichts Selbstverständliches mehr, das will bewiesen sein und zwar zwingend. In der Regel ist der Entwicklungsgang einer Theorie ein

anderer, als Bernstein ihn hier gezeichnet. In ihren Anfängen muß sie antizipiren an ihre Vorgänger; da kann sie sich nicht frei halten von Widersprüchen; aber je mehr sie sich vervollkommt, je selbständiger sie wird, desto mehr streift sie die überkommenen Gedankenformen ab, desto einheitlicher und geschlossener wird sie. Und bei Marx und Engels sollte es anders gewesen sein, zwei Denkern, deren Streben nach Einheitlichkeit, deren Klarheit im Denken, deren Präzision im Ausdruck selbst von den Gegnern anerkannt sind? Die sollten sich, ohne es zu merken, in so große Widersprüche verwickelt und so verschwommen gedacht haben, daß man aus ihren Schriften alles beweisen kann?

Es ist richtig, daß manche Sätze von Marx und Engels verschiedener Auslegung fähig erscheinen, aber muß man darum ein Rabulist oder Apologet sein, wenn man sie widerspruchsfrei aufzufassen sucht? Es ist das Schicksal jeder tiefgehenden Philosophie, daß sie nicht ohne Weiteres verstanden und verschieden ausgelegt wird. Nur der wird einen tiefen Denker völlig verstehen, der es vermag, sich ganz in seinen Gedankengang hineinzuversetzen. Einem Gegner wird das kaum je gelingen, und wo der Gleichdenkende vollste Einheitlichkeit und Geschlossenheit findet, da sieht jener Widersprüche, die bloß ein Apologet oder Rabulist miteinander vereinbaren kann.

Wieso kommt es, daß Bernstein erst jetzt, seitdem er aus der Zunft der Apologeten und Rabulisten ausgetreten, die Widersprüche bei Marx und Engels entdeckt? Was ist es, was ihm plötzlich die Augen darüber geöffnet hat? Wir dürfen wohl erwarten, daß den starken Worten Bernsteins auch starke, zwingende Thatfachen entsprechen.

Zunächst giebt er uns als Beweis für seine Behauptung ein Beispiel, ein einziges. Aber das wird wohl erdrückend sein!

Im Vorwort zur Neuauflage des kommunistischen Manifests (1872) sagten Marx und Engels von dem dort entwickelten Revolutionsprogramm, es sei „stellenweise veraltet“. Aber 1885 druckte Engels ein Revolutionsprogramm aus dem Jahre 1848 und ein Rundschreiben der Exekutive des Kommunistenbundes ab und bemerkte dazu, daß daraus „auch heute noch Manches etwas lernen kann“ und „daß Manches auch heute noch paßt“. Ich muß gestehen, daß ich Rabulist oder Apologet genug bin, hier keinen Widerspruch zu dem „stellenweise veraltet“ zu finden. Freilich sagt die Vorrede von 1872 auch: „Die (Pariser) Kommune hat den Beweis geliefert, daß die Arbeiterklasse nicht die fertige Staatsmaschine einfach in Besitz nehmen und sie für ihre eigenen Zwecke in Bewegung setzen kann.“ „Aber fünf Jahre später“, fährt Bernstein fort, „in der Streitschrift gegen Dühring, heißt es wieder kurzweg: „Das Proletariat ergreift die Staatsgewalt und verwandelt die Produktionsmittel zunächst in Staatseigentum.“

Bernstein scheint den Widerspruch zwischen diesen beiden Sätzen für so offenkundig zu halten, daß er es für überflüssig hält, ihn auseinanderzusetzen. Mir ist es dagegen beim besten Willen nicht möglich, einen Widerspruch hier zu entdecken. Wenn Engels sagt, die Arbeiterklasse könne nicht die fertige Staatsmaschine einfach in Besitz nehmen, so heißt das doch nicht, sie könne sie überhaupt nicht in Besitz nehmen. Das wäre ja die völlige Umwälzung eines der Fundamente der marxistischen Politik, und die hätten Marx und Engels doch nicht so nebenher, in zwei Zeilen, ohne weiteren Kommentar vorgenommen. Wer aber noch Zweifel hegt, wie der in Rede stehende Satz aufzufassen ist, der lese das Engels'sche Vorwort zur dritten, 1891 erschienenen Auflage des „Bürgerkrieg in Frankreich“ nach. Da heißt es unter Anderem: „Die Kommune mußte gleich von vornherein anerkennen, daß die Arbeiterklasse, einmal zur Herrschaft gekommen, nicht fortwirthschaften könne mit der alten Staatsmaschine; daß diese Arbeiterklasse, nun nicht ihrer eigenen, erst eben eroberten Herrschaft verlustig zu gehen, einerseits alle die alle, bisher gegen sie selbst ausgesandte Unterdrückungsmaschinerie beseitigen, andererseits aber sich sichern müsse gegen ihre eigenen Abgeordneten und Beauftragten“ u. s. w. (S. 12). Wo steckt in diesem Gedankengang der geringste Widerspruch zu dem Satz: „Das Proletariat ergreift die Staatsgewalt und verwandelt die Produktionsmittel zunächst in Staatseigentum.“ Man muß schon selbst in den stärksten Widerspruch zum marxistischen Standpunkt gerathen sein, um da einen Widerspruch hineinzulesen.

Aber freilich, später weiß Bernstein noch andere Widersprüche aufzuweisen. Woher kommen sie? Wie ist es zu erklären, daß zwei so scharfe logische Denker sich so verrennen konnten? Die Schuld daran trägt die Hegel'sche Dialektik. Sie ist die Erbfinde des Marxismus.

Hätte Engels die nöthige Revision der Theorie selbst vorgenommen, dann „hätte er unbedingt, wenn nicht ausdrücklich, so doch in der Sache, mit der Hegeldialektik abrechnen müssen. Sie ist das Verrätherische in der Marx'schen Doktrin, der Fallstrick, der aller folgerichtigen Betrachtung der Dinge im Wege liegt“ (S. 26). „Die logischen Wurzelbäume des Hegelianismus schillern radikal und geistreich. Wie das Zerlicht zeigt er uns in unbestimmten Umrissen jenseitige Prospekt. Sobald wir aber im Vertrauen auf ihn unsere Wege wählen, werden wir regelmäßig im Sumpfe landen. Was Marx und Engels Großes geleistet haben, haben sie nicht vermöge der Hegel'schen Dialektik, sondern trotz ihrer geleistet“ (S. 36).

Was bleibt aber vom Marxismus übrig, wenn man ihm die Dialektik nimmt, die sein „bestes Arbeitsmittel“ und „seine schärfste Waffe“ war? (Engels, „Feuerbach“, S. 45.) War nicht das Denken von Marx und Engels durch und durch dialektisch?

Schon 1875 schrieb Dühring in seiner „Kritischen Geschichte“ vom ersten Bande des Marx'schen „Kapital“:

„Es ist bei dem Mangel an natürlicher und verständlicher Logik, durch welchen sich die dialektisch krausen Verschlingungen und Vorstellungsarabesken anzeichnen, wirklich nicht abzusehen, was, menschlich und deutlich geredet, eigentlich in den zwei Bänden noch folgen soll. Schon auf den bereits vorhandenen Theil muß man das Prinzip anwenden, daß in einer gewissen Hinsicht und auch überhaupt nach einem bekannten philosophischen Vorurtheil Alles in Jedem und Jedes in Allem zu suchen und daß dieser Miß- und Mißvorstellung zu Folge schließlich Alles Eins sei“ (2. Auflage, S. 496).

Das ist so ziemlich dasselbe, was Bernstein sagt, der ja auch behauptet, aus Marx und Engels könne man alles beweisen. Nur besteht zwischen Bernstein und Dühring der Unterschied, daß dieser keineswegs wähnte, durch seine Kritik „die Fortentwicklung und Ausbildung der marxistischen Lehre“ zu bewirken und dahin zu gelangen, „daß es schließlich doch Marx ist, der gegen Marx Recht behält“.

Doch lassen wir einstweilen Marx bei Seite und wenden wir uns der „Abrechnung“ mit der verrätherischen Dialektik zu.

Was ist denn eigentlich dies unmoralische Ding, das uns da Fallstricke legt und unsere Tugend gefährdet? Nichts anderes, als die Auffassung, „daß die Welt nicht als ein Komplex von fertigen Dingen zu fassen ist, sondern als ein Komplex von Prozessen, worin die scheinbar stabilen Dinge nicht minder wie ihre Gedankenabbilder in unserem Kopfe, die Begriffe, eine ununterbrochene Veränderung des Werdens und Vergehens durchmachen, in der bei aller scheinbaren Zufälligkeit und trotz aller momentanen Mülfsamkeit schließlich eine fortschreitende Entwicklung sich durchsetzt“ (Engels, „Feuerbach“, S. 46). Die Triebkraft aller Entwicklung ist aber der Kampf der Gegensätze.

Erklärt Bernstein diese Auffassung oder die besonderen Formen, die sie bei Hegel bzw. Marx und Engels gefunden, für falsch? Er will die Revision der Theorie vornehmen, die Engels veräußert, er erklärt als deren Voraussetzung die Abrechnung mit der Dialektik, willhet gegen diese — sagt uns aber in seiner Schrift kein Sterbenswörtchen darüber, worin nach seiner Auffassung ihr Irrthum besteht.

Er erklärt sie bloß für sehr gefährlich, weil sie leicht unheimlich angewandt werden kann.

Für unsere Zwecke genügt es, auf diese Auffassung Bernsteins hinzuweisen. Auf jeden Fall gestattet auch sie uns, ja macht es zeitweise notwendig, dialektisch zu denken — oder besser gesagt, gestattet sie Nichtsozialdemokraten, dialektisch zu denken. Ob sie es auch Sozialdemokraten gestattet, das ist die Frage.

Das dialektische Denken, sagt Bernstein, ist sehr schön und gut dort, wo es nicht irgend einer „Liebhaberei“ zu dienen hat, die uns zu „willkürlichem Konstruieren“ verleitet. Da wird die Dialektik zur Gefahr.

Sehr richtig, nur ist nicht einzusehen, warum gerade das dialektische Denken dabei gefährlicher sein soll, als das Denken überhaupt. Oder sollte es eine Begründung dieses Satzes sein, wenn Bernstein schreibt: „Seine Untersuchungs- und Darstellungsmethode bietet sich so leicht zu solchen Konstruktionen, keine leiht ihnen so willig ein plausibles Gewand wie die Dialektik, und darum ist keine so gefährlich. Denn die Wenigsten, die sie anwenden, befolgen dabei die Regeln, die Hegel selbst für sie vorschrieb.“

Sollte es wirklich ein Naturgesetz gerade der Hegelschen Dialektik sein, daß sie in regelwidriger Weise angewandt wird? Wenn das aber nicht der Fall, dann ist die regelwidrige Anwendung ein Fehler nicht Hegels, sondern der betreffenden Dialektiker, in unserem Falle also Marx und Engels. Und in der That verwandelt sich die Anklage gegen die Fallstricke der Hegelschen Dialektik bei der Abrechnung in eine Anklage gegen die Marxsche Methode und ihr reißes und glänzendes Produkt, das „Kapital“.

Ich hatte Bernstein gegenüber bemerkt:

„Wer über das Gebiet der Wirklichkeit hinaus in Konstruktionen macht, wird immer im Sumpfe landen, mag er die Dialektik anwenden oder auf Kant zurückgehen. Ist aber Marx der Gefahr „willkürlicher Konstruktion“ unterlegen? Dühring hat das schon behauptet in Bezug auf den Paragraphen von der geschichtlichen Tendenz der kapitalistischen Akkumulation im „Kapital“. Die Hegelsche Negation der Negation muß hier in Ermangelung besserer und klarerer Mittel den Hebammendienst leisten, durch welchen die Zukunft aus dem Schoße der Vergangenheit entbunden wird.“ Darauf erwiderte Engels in seinem Anti-Dühring: „Indem Marx den Vorgang als Negation der Negation bezeichnet, denkt er nicht daran, ihn dadurch beweisen zu wollen als einen geschichtlich notwendigen. Im Gegenteil. Nachdem er geschichtlich bewiesen hat, daß der Vorgang sich in der That theils ereignet hat, theils noch sich ereignen muß, bezeichnet er ihn zudem als einen Vorgang, der sich nach einem bestimmten dialektischen Gesetz vollzieht. Das ist alles.“

„Marx selbst erklärte in seinem Nachwort zur zweiten Auflage des „Kapital“: „Die Forschung hat den Stoff sich im Detail anzueignen, seine verschiedenen Entwicklungsformen zu analysieren und deren inneres Band aufzuspiiren. Erst nachdem diese Arbeit vollbracht, kann die wirkliche Bewegung entsprechend dargestellt werden. Gelingt dies und spiegelt sich nun das Leben des Stoffes ideell wieder, so mag es aussehen, als habe man es mit einer Konstruktion a priori zu thun.“

Wenn Bernstein also meint, bei Anwendung der Hegelschen Dialektik laufe man Gefahr, willkürlich zu konstruieren, so sehen wir hier, daß man bei Marx, wenn man sich an Außerlichkeiten hält, leicht Gefahr läuft, für Konstruktion a priori zu halten, was das Produkt tiefen Eindringens in die Wirklichkeit.“

Dem entgegenet Bernstein:

„Darauf wird man wohl, bei aller Hochachtung vor Marx, antworten dürfen, daß die Behauptung und selbst der Glaube eines Schriftstellers, daß er nach diesen oder jenen Grundsätzen gearbeitet habe, noch kein Beweis für die faktische, konsequente Zurechtlegung dieser Grundsätze ist. Am allerwenigsten, wenn es sich um ein Werk handelt, das in so hohem Grade Tendenzwerk ist, wie das „Kapital“. Sicher enthält dies Werk eine ungeheure Fülle objektiven Wissensstoffes und ist es das Produkt tiefen Eindringens in die Wirklichkeit. Aber als Buch, in seiner Zusammenfassung, ist es nicht bloß objektive Darstellung von gesammeltem und untersuchtem Detail, da ist es eine Kampfschrift, wenn man will, eine Streitschrift....“

„Soviel ist jedenfalls klar, daß z. B. zwischen den Kapiteln in Marx' Hauptwerk, die den Entwicklungsgang von der handwerksmäßigen zur kapitalistischen Produktion schildern, und dem Abschnitt „Geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation“ nicht nur jener Unterschied besteht, der sich naturgemäß daraus ergibt, daß die ersteren einen wirklichen Vorgang schildern, der letztere eine Perspektive entwirft. Vielmehr besteht zwischen ihnen auch der Unterschied, daß in dem einen Falle die dialektische Methode bloß Hilfsmittel der Untersuchung faktischer Thatfachen ist, wobei diesen selbst, soweit die Entwicklung der Dinge in Betracht kommt, nirgends Gewalt angethan wird, in dem anderen aber von den Thatfachen ein ungenügendes, einseitig zugespitztes Bild gegeben wird, um sie in das vorher dialektisch konstruierte Schema einzupassen. Diejenigen, die das bestreiten, seien darauf verwiesen, daß das genannte Schema keinen Gedanken enthält, der sich nicht schon im „kommunistischen Manifest“ — ja, in der „Heiligen Familie“ findet. Auch damit ist die Genealogie des Schemas nicht erschöpft, aber für den hier zu erörternden Punkt genügt es festzustellen, daß, wie ich es in meiner Schrift bezeichnet habe, das „Kapital“ in eine These ausläuft, die lange fertig war, bevor Marx an die Untersuchung herantrat.“

Hier folgt der schon oben zitierte Satz, daß keine Methode zu solchen Konstruktionen sich so leicht biete wie die Dialektik, und daß die Wenigsten bei der Anwendung der letzteren die von Hegel vorgeschriebenen Regeln befolgen, und als Illustration dazu bringt Bernstein in einer Note folgendes Zitat aus Lassalles Vorrede zum „System der erworbenen Rechte“:

„So herrschte allen Ernstes bei den Hegelianern ein horror pleni, ein Grauen vor dem positiven Stoffe und seiner unnahbaren Fülle, während doch gerade nur aus dem konkreten Detail des Empirischen die Wahrheit erkannt werden und sie auch gerade nur in ihm die Schärfe ihres Beweises finden kann.“ Freilich, heißt es bei Lassalle weiter, ist die empirische Wissenschaft „ein weit schwerer zu erlangendes und auch weit unnachgiebigeres Element als der geschmeidige Nether allgemeiner Lebensarten.“

Dies Zitat hätte Bernstein sich sparen können, denn in seinem Zusammenhang erweckt es den Eindruck einer ebenso unanständigen wie lächerlichen Verdächtigung. Daß Bernstein eine solche vorbringen wollte, ist ausgeschlossen, dann aber erweist sich das Zitat als eine völlig gegenstandslose „allgemeine Lebensart“.

Das Zitat hätte nur dann einen Zweck an dieser Stelle, wenn es auf Marx zu beziehen wäre, denn es handelt sich in dem ganzen Zusammenhang um das „Kapital“. Bernstein kann aber unmöglich behaupten wollen, daß bei Marx ein „horror pleni, ein Grauen vor dem positiven Stoffe“ herrscht und daß er der empirischen Wissenschaft den „geschmeidigen Netzer allgemeiner Medensarten“ vorzog. Das kann er nicht behaupten wollen, schon deshalb nicht, weil er sich dadurch in den Augen eines Jeden lächerlich machen würde, der auch nur eine Marxsche Schrift gelesen.

Meint er aber nicht Marx, dann ist das ganze Zitat sinnlos. Wenn Lassalle in seiner Vorrede von den „Hegelianern“ spricht, meint er nicht alle, die sich an Hegel gebildet, Marx und Engels ebenso wenig wie Feuerbach oder Bruno Bauer oder sich selbst, sondern er spricht von den Rechtsphilosophen unter den Hegelianern, die sich damit begnügten, die Hegelschen Sätze wiederzuzahlen, statt die Wirklichkeit zu studieren. Es ist offenbar, daß das Lassallesche Zitat in seinem Zusammenhang zu dem Streitpunkt — ob Marx und Engels trotz der Hegelschen Dialektik aber mit ihrer Hilfe ihre großen Leistungen vollbrachten — paßt wie die Faust aufs Auge.

Eingehender müssen wir die andere Behauptung Bernsteins behandeln: Marx habe die Methode, die ihm selbst als die beste erschien, nur angewendet geglaubt, nicht immer aber angewandt, denn sein Werk sei ein Tendenzwerk gewesen; es laufe in eine These aus, die schon lange fertig war, ehe Marx an seine Untersuchung heranging, und der Fehler der dialektischen Methode sei eben der, daß sie zur anscheinenden Begründung solcher Thesen sich leichter gebrauchen lasse als eine andere.

Wir sehen das Verrätherische und Heimtückische der Hegelschen Dialektik immer mehr sich aufklären; was noch vor Kurzem eine ins Verderben lockende Sirene, wird nun immer mehr zur unerfahrenen Unschuld, die verführt und mißbraucht wird — von der Marxschen Tendenz. Nicht in der Dialektik, sondern in der Tendenz, die sich der Dialektik bedient, liegt im Grunde die Gefahr, sie ist das Verrätherische und Verderbliche am Marxschen Buche. Was ist aber diese Tendenz anders als — der Sozialismus?

Diese Anschauung tritt scharf zu Tage im Schlußkapitel des Bernsteinschen Buches. Dort führt er aus:

„Für mich illustriert das Kapitel (über die Tendenzen der kapitalistischen Akkumulation) einen Dualismus, der durch das ganze monumentale Marxsche Werk geht, und in weniger prägnanter Weise auch an anderen Stellen zum Ausdruck kommt. Einen Dualismus, der darin besteht, daß das Werk wissenschaftliche Untersuchung sein und doch eine, lange vor seiner Konzipierung fertige These beweisen will, daß ihm ein Schema zu Grunde liegt, in dem das Resultat, zu dem hin die Entwicklung führen sollte, schon von vornherein feststand. Das Zurückkommen auf das kommunistische Manifest weist hier auf einen thalysch-

lichen Nest von Utopismus im Marxschen System hin. Marx hatte die Lösung der Utopisten im Wesentlichen acceptirt, aber ihre Mittel und Beweise für unzulänglich erkannt. Er unternahm also deren Revision, und zwar mit dem Fleiße, der kritischen Schärfe und der Wahrheitsliebe des wissenschaftlichen Genies. Er verschwieg keine wichtige Thatsache, er unterließ es auch, solange der Gegenstand der Untersuchung keine unmittelbare Beziehung zum Endziel des Beweisschemas hatte, die Tragweite dieser Thatsachen gewaltig zu verkleinern. Bis dahin bleibt sein Werk von jeder, der Wissenschaftlichkeit notwendig Abbruch thuernden Tendenz frei. Denn die allgemeine Sympathie mit den Emanzipationsbestrebungen der arbeitenden Klasse steht an sich der Wissenschaftlichkeit nicht im Wege. Aber wie sich Marx solchen Punkten nähert, wo jenes Endziel ernsthaft in Frage kommt, da wird er unsicher und unzuverlässig, da kommt es zu solchen Widersprüchen, wie sie in der vorliegenden Schrift u. A. im Abschnitt über die Einkommensbewegung in der modernen Gesellschaft aufgezeigt wurden, da zeigt es sich, daß dieser große wissenschaftliche Geist doch schließlich Gefangener einer Doktrin war. Er hat, um es bildlich auszudrücken, im Rahmen eines vorgefundnen Gerüsts ein mächtiges Gebäude aufgerichtet, bei dessen Aufbau er sich solange streng an die Gesetze der wissenschaftlichen Baukunst hielt, solange sie nicht mit den Bedingungen kollidirten, die ihm die Konstruktion des Gerüsts vorschrieb, sie aber vernachlässigte oder umging, wo das Gerüst zu eng war, um ihre Beobachtung zu erlauben. Statt da, wo es dem Bau Schranken setzte, trachtete er, diesen es nicht zum Freistehen bringen konnte, das Gerüst selbst zu zertrümmern, änderte er am Bau selbst auf Kosten der Proportion herum, und brachte ihn so erst recht in Abhängigkeit vom Gerüst. War es das Verwünschte dieses irrationalen Verhältnisses, das ihn von der Fertigstellung des Werkes immer wieder zu Verbesserungen an Einzeltheilen gehen ließ? Wie dem auch sei, meine Ueberzeugung ist, daß, wo immer jener Dualismus sich zeigt, das Gerüst fallen muß, wenn das Gebäude zu seinem Rechte kommen soll. Im Begreifen und nicht im Ersteren liegt das, was werth ist, von Marx fortzuleben.“ („Voraussetzungen“ etc., S. 177, 178.)

Hier tritt es deutlich zu Tage, daß nicht die Dialektik der Fallstrick ist, „der aller folgerichtigen Betrachtung der Dinge im Wege liegt“, sondern „die Lösung der Utopisten“. Marx ist wissenschaftlich dort, wo nicht das „Endziel“ ernsthaft in Frage kommt. „Denn die allgemeine Sympathie mit den Emanzipationsbestrebungen der arbeitenden Klasse“, wie sie jeder Kathedersozialist aufbringt, „steht an sich der Wissenschaftlichkeit nicht im Wege“. Aber wo das Endziel in Frage kommt, da wird Marx „unsicher und unzuverlässig“. Was werth ist, von den Marxschen Leistungen fortzuleben, das sind seine Einzelbeobachtungen über die Arbeitsverteilung, das Maschinenwesen, das Geldwesen u. dgl. Soll dies Gebäude zu seinem Rechte kommen, dann muß das Gerüst fallen, „die Lösung der Utopisten“, die vor der Konzipierung des Werkes „fertige These“.

Das sagen, mit etwas anderen Worten, die Herren Julius Wolf und Konforten auch, und ich muß gestehen, wenn man die Ankündigung so formuliert, so steckt darin immer noch mehr Sinn, als wenn sie gegen die Dialektik erhoben wird.

Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß das „Kapital“ noch unbefangener und wissenschaftlicher ausgefallen wäre, wenn der Verfasser mit seinem Genie, seiner Gründlichkeit, seiner Wahrheitsliebe die schöne Eigenschaft verbunden hätte, über allen Klassenkämpfen und Klassengegensätzen zu stehen, ohne seine enge Fühlung mit der ökonomischen Wirklichkeit aufzugeben. Den Wunsch nach einem solchen Forscher kann man wohl aussprechen, aber er muß in einer so sehr von Klassengegensätzen zerrissenen Gesellschaft ein frommer Wunsch bleiben.

Die Kraft der wissenschaftlichen Forschung ist eine so gewaltige, daß sie den Erforscher sozialer Verhältnisse unter Umständen über den überkommenen Standpunkt der eigenen Klasse erheben kann. Das war ja auch bei Marx und Engels der Fall. Aber die Ergebnisse der ökonomischen Forschung greifen so tief in die vitalsten Interessen der einzelnen gegensätzlichen Klassen ein, daß der Forscher, je tiefer er sich in das Studium der Wirklichkeit vertieft, je schärfer er sie erfährt, je leidenschaftlicher sein Drang nach Wahrheit, um so weniger gleichgültig bleiben kann in den großen Kämpfen, die unsere Gesellschaft durchtoben, daß er um so eher Partei ergreifen muß, was natürlich nicht notwendigerweise gleichbedeutend ist mit dem Anschluß an eine der bestehenden politischen Parteien. Auf dem Gebiete der politischen Ökonomie heißt Forscher sein auch Kämpfer sein, wenn der Forscher nur einigermaßen ein Mann ist und kein Kasstrat. Und selbst die Kasstraten müssen auf diesem Gebiet mitkämpfen, freilich nicht immer für die eigene Ueberzeugung und nur dort, wo sie einer machtvollen Minderdeckung sicher sind.

Wollte Bernstein sagen, daß die Vereinigung der sozialen Forschung mit sozialem Kampf einer der Nachteile ist, mit denen die ökonomische Wissenschaft gegenüber der Naturforschung behaftet ist, so müßte man ihm zustimmen. Aber dann wäre es sonderbar, daß er diesen Nachteil nur bei Marx entdeckt. In diesem Sinne ist jedes ökonomische Werk ein „Tendenzwerk“; auch die Schriften etwa von Adam Smith und Ricardo.

Aber Bernstein hat offenbar etwas Anderes im Auge, wenn er dem „Kapital“ vorwirft, es sei ein Tendenzwerk, das eine These beweisen soll, „die lange fertig war, bevor Marx an die Untersuchung herantrat“, daß es also in wesentlichen Punkten nicht eine wissenschaftliche Untersuchung, sondern eine advocatorische Leistung ist, die nicht das Recht ihres Klienten prüft, sondern dem Klienten zum Siege verhelfen will um jeden Preis.

Bernstein scheint nicht zu merken, daß dies der schwerste Vorwurf ist, den man gegen ein wissenschaftliches Werk überhaupt erheben kann. Nachdem er seine bisherigen Kameraden bezwungen zu Apologeten und Rabulisten degradiert hat, weil sie fortfahren, dieselbe Sache zu vertreten, für die er mit ihnen zwei Jahrzehnte lang Schulter an Schulter gekämpft, kommt er nun

dazu, auch seine Meister, als deren dankbarer Schüler er sich fühlt, in die Reihe der Apologeten und Rabulisten zu verweisen.

Nun, die Wahrheit über alles, und wenn das Bernsteins Ueberzeugung ist, hat Niemand ein Recht, ihm ihr Aussprechen vorzuwerfen. Aber wir sind Rabulisten genug, für eine derartige Behauptung auch einen Beweis zu verlangen und uns diesen Beweis näher anzusehen.

Bernstein erklärt, in dem Kapitel über die Tendenz der kapitalistischen Akkumulation werde den Thatsachen Gewalt angethan, um sie in ein vorher dialektisch konstruiertes Schema einzupassen. „Diejenigen, die das bestreiten, seien darauf verwiesen, daß das genannte Schema keinen Gedanken enthält, der sich nicht schon im „kommunistischen Manifest“ — ja in der „Heiligen Familie“ findet“. Da haben wir die These, die lange fertig war, ehe Marx an „die Untersuchung“ herantrat.

Um welche Untersuchung? Das ist die Frage. Will Bernstein behaupten, Marx sei zu seiner These ohne jede Untersuchung gekommen, er habe sie rein dialektisch aus den Begriffen konstruiert, es habe dazu genügt, die Formel der Negation der Negation auswendig gelernt zu haben?

Oder will Bernstein behaupten, Marx habe seine „These“ von Anderen formuliert vorgefunden und unbesehen übernommen? Wie können nicht annehmen, daß Bernstein die eine oder die andere Behauptung hätte aufstellen wollen, es wäre jede gleich lächerlich. Dann bleibt aber nur die Annahme übrig, daß Marx zu seiner These auf keinem anderen Wege kam, als auf dem wissenschaftlichen Untersuchung.

Marx war schon lange Hegelianer, er spielte schon eine Rolle als Politiker, ohne eine Ahnung von dem zu haben, was Bernstein sein dialektisch konstruiertes Schema nennt. Wie er zu seinen politisch-ökonomischen Anschauungen kam, beschrieb er selbst in dem Vorwort zur „Kritik der politischen Ökonomie“: „Mein Fachstudium war das der Jurisprudenz, die ich jedoch nur als untergeordnete Disziplin neben Philosophie und Geschichte betrieb. Im Jahre 1842 bis 1843, als Redakteur der Rheinischen Zeitung, kam ich zuerst in die Verlegenheit, über sogenannte materielle Interessen mitzureden zu müssen. . . Andererseits hatte zu jener Zeit, wo der gute Wille, weiter zu gehen, Sachkenntnis vielfach aufwog, ein schwach philosophisch gefärbtes Echo des französischen Sozialismus und Kommunismus sich in der Rheinischen Zeitung hörbar gemacht. Ich erklärte mich gegen diese Stimperei, erklärte aber zugleich in meiner Kontroverse mit der Augsburger Allgemeinen Zeitung rund heraus, daß meine bisherigen Studien mir nicht erlaubten, irgend ein Urtheil über den Inhalt der französischen Richtungen selbst zu wagen. Ich ergriff vielmehr begierig die Illusion der Geranten der Rheinischen Zeitung, die durch schwächere Haltung das über es gefällte Todesurtheil rückgängig

machen zu können glauben, um mich von der öffentlichen Bühne in die Studierstube zurückzuziehen."

Das sieht ja sehr nach einer These aus, die fertig war, lange bevor die Untersuchung begann.

148. 11
 Marx begab sich zunächst nach Paris, dann, nach seiner Ausweisung von dort, nach Brüssel. An der Quelle studierte er die verschiedenen Richtungen des französischen Sozialismus, dann auch den englischen und die politische Ökonomie, im Verein mit Engels, der ihm das Verständnis der englischen Verhältnisse vermittelte. Aus allen diesen Studien und nicht aus irgend einer dialektischen Konstruktion erwuchs den Beiden allmählich jene Anschauung, die ihren ersten zusammenfassenden Ausdruck im kommunistischen Manifest fand.

Anderen Leuten hätte diese Grundlegung genügt; nicht so Marx und Engels. Die Revolution unterbrach ihre Studien. Marx nahm die seinen in London 1850 wieder auf, wie er in der schon oben (S. 8) zitierten Vorrede weiter mitteilt. Auch seine Erwerbstätigkeit als Mitarbeiter an der „New York Tribune“ zwang ihn, die ökonomische Entwicklung Englands und des Kontinents zu studieren.

„Diese Skizze über den Gang meiner Studien im Gebiet der politischen Ökonomie soll nur beweisen, daß meine Absichten, wie man sie immer beurteilen mag und wie wenig sie mit den interessierten Vorurteilen der herrschenden Klassen übereinstimmen, das Ergebnis gewissenhafter und langjähriger Forschung sind.“

Hier sehen wir deutlich, welches Verwandschaft es mit „der Untersuchung“ hat, an die Marx erst herantrat, lange nachdem seine These schon fertig war. Tatsächlich haben wir es nicht mit einer Untersuchung zu thun, sondern mit zweien. Die erste endigte mit dem kommunistischen Manifest. Damit hielt Marx seine These so wenig für fertig, daß er nach der Revolution nochmals mit neuem Material „von vorne anfing“. Er kam dabei im Wesentlichen zu demselben Resultat, wie das erste Mal. Diese Wiederholung der Untersuchung muß für jeden Unbefangenen von seltener und unübertroffener Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit zeugen. Bernstein dagegen streicht ganz einfach die erste Untersuchung aus der Geschichte, er spricht nur von jener Untersuchung, die zum „Kapital“ führte und da diese zu demselben Resultat kommt, wie das kommunistische Manifest, so hat er damit den Beweis dafür, daß dieses Resultat eine vor „der“ Untersuchung fertige These war, zu deren Stützung die Tatsachen der Wirklichkeit zurechtgehoben wurden. Seltener noch hat man sich für eine so schwere Beschuldigung den Beweis leichter gemacht. Wenn ein Rechner eine Aufgabe zweimal nach einander ausrechnet und jedesmal zu dem gleichen Resultat kommt, so kann man ihm auch nach Bern-

steinischer Logik vorwerfen, er habe sich das Ergebnis willkürlich konstruiert, lange bevor er an seine Rechnung ging, und diese dann so eingerichtet, daß das gewünschte Resultat herauskommen mußte. Man braucht nur ebenso die zweite Rechnung als „die“ Rechnung zu bezeichnen, wie Bernstein die zweite Untersuchung als „die“ Untersuchung bezeichnet.

Um auf diese famose Manier den Marxismus zu reinigen und auf eine höhere Stufe zu erheben, war es aber notwendig, nicht nur, daß Bernstein von den Forschungen „abstrahiere“, die zum kommunistischen Manifest führten, sondern auch, daß er nicht näher angab, welches die These sei, die so lange vor der Untersuchung schon fertig gewesen.

Mit dieser These kann kaum etwas Anderes gemeint sein, als der Satz, daß die kapitalistische Produktionsweise selbst die Mittel ihrer eigenen Ueberwindung erzeuge durch die Konzentration des Kapitals, das Wachstum der Masse und Kampffähigkeit des Proletariats und die Verschärfung des Gegensatzes zwischen den beiden Elementen. Diese These läßt sich allerdings von der „Heiligen Familie“ an durch alle grundlegenden Schriften von Marx und Engels verfolgen, sie liegt den modernen sozialistischen Programmen zu Grunde; sie ist das, was den Marxismus als sozialistische Theorie charakterisiert. Man braucht aber diese „These“ nur zu nennen, um sofort zu erkennen, daß es ein Un Ding ist, sie für ein aus hegelianischen Begriffen konstruiertes Schema zu erklären. Man mag sie für falsch halten — damit haben wir es hier noch nicht zu thun, wo es sich um die Methode, nicht um die Resultate handelt. Aber Niemand wird es für möglich halten, daß man zu einem solchen Satze auf anderem Wege als durch Erforschung der tatsächlichen Verhältnisse, durch Eindringen in „das konkrete Detail des Empirischen“ gelangen kann. Am Ende wird Bernstein auch noch erklären, Engels' „Lage der arbeitenden Klassen in England“, die 1845 erschien, sei ein Produkt dialektischer Konstruktion. Tatsächlich gewährt diese Schrift einen vortrefflichen Einblick in das Gedankenleben, dem jene These entsprang, die Marx nach Bernstein ins Blaue hinein konstruiert hat, um es zu seiner Lebensaufgabe zu machen, hinterdrein nach Argumenten für sie herum zu suchen.

Sollte aber Bernstein mit der Marx'schen „These“ etwas Anderes meinen, als den fraglichen Satz? Er spricht auch davon, Marx habe die „Lösung der Utopisten“ im Wesentlichen acceptiert, aber ihre Begründung unzureichend gefunden, sich daher daran gemacht, bessere Argumente für dies „Beweisschema“ herbeizuholen. Dies vorgeschundene Schema wird bei Bernstein mit dem dialektisch konstruierten durcheinandergeworfen, ist aber etwas von diesem Verschiedenes, schon deswegen, weil die Utopisten keine Hegelianer waren, aber noch vielmehr deswegen, weil wir bei Marx wie bei Engels vergeblich nach dieser Lösung suchen. Bernstein schreibt von einer „Lösung der Utopisten“.

Aber die Utopisten hatten nicht eine Lösung, sondern jeder eine andere. Jeder der Vorgänger von Marx und Engels hatte seine besondere Lösung, Louis Blanc und Proudhon ebenso wie Cabet oder Weitling. Der Marxismus dagegen zeichnet sich gerade dadurch aus, daß er keine fertige Lösung hat. Und gerade das haben Marx und Engels von Anfang an verkündet, sobald sie zu einem festen Standpunkt gelangt waren. Schon in der „Heiligen Familie“ erklärten sie: „Es handelt sich nicht darum, was dieser oder jener Proletarier oder selbst das ganze Proletariat als Ziel sich einstweilen vorstellt. Es handelt sich darum, was es ist und was es diesem Sein gemäß geschichtlich zu thun gezwungen sein wird. Sein Ziel und seine geschichtliche Aktion ist in seiner eigenen Lebenssituation wie in der ganzen Organisation der heutigen, bürgerlichen Gesellschaft hinwärtig, unwillkürlich vorgezeichnet.“

Von diesem Standpunkt ausgehend haben Marx und Engels es stets abgelehnt, Rezepte für die Garbische der Zukunft zu verfertigen. Ihre praktischen Forderungen lassen sich in den Satz zusammenfassen: Organisation und Schulung des Proletariats zum Zwecke der Eroberung der Machtmittel der kapitalistischen Gesellschaft. Wo steckt da die „Lösung der Utopisten?“ Bei der Erforschung des Zieles, das sich aus der Lebenssituation des Proletariats und der Organisation der bürgerlichen Gesellschaft ergibt, kamen sie gewiß vielfach zu Resultaten, die sich mit manchen Idealen der Utopisten begegneten, gewiß haben sie von ihren Vorgängern gelernt, gerade deswegen gelernt, weil sie ihre These nicht dialektisch aus den Begriffen konstruierten, sondern aus dem Studium der Wirklichkeit und jener Anschauungen gewannen, welche die größten Geister ihrer Zeit vor der Wirklichkeit hegten. Aber nie hatten sie eine fertige „Lösung“ in der Tasche und stets verfochten sie eine Anschauung, die eine solche geradezu ansah.

Und was für die Meister gilt, gilt auch für die Schüler. Wenn es eine Lehre giebt, die das Schwören auf die Worte des Meisters anschießt, ist es die Marxische. Ihre dialektisch-materialistische Geschichtsauffassung lehrt uns, die Gesellschaft nicht als fertiges Ding, sondern als einen Komplex von Prozessen betrachten, die sich mit Notwendigkeit nach bestimmten Gesetzen vollziehen. Sie lehrt uns, in der Dekonomie den letzten Grund unserer neuen gesellschaftlichen Ideen suchen, in ihr die Triebkraft unserer Bewegung, die Bedingungen, aber auch die Grenzen unserer Erfolge erforschen. Von diesem Standpunkt aus kann nichts thörichter sein, als die jeweiligen Aufgaben der sozialistischen Bewegung aus den Begriffen konstruieren zu wollen. Keine Lehre verlangt mehr das „Einbringen in das konkrete Detail des Empirischen“, als gerade die Marxische, keine erkennt weniger endgiltige Wahrheiten an als sie.

Man wirft den Marxisten gern vor, sie bildeten eine Kirche, die nichts anderes zu thun wisse, als ihr Evangelium zu kommentieren. Erst jüngst

wieder hat Herr Dr. Schitlowshy diesen Vorwurf erhoben in einem Artikel, in dem er die philosophischen Anschauungen von Marx und Engels — kommentiert. In dieser letzteren Thatsache haben wir den Grund, warum ein so großer Theil unserer Arbeitskraft durch das Kommentieren unserer Meister absorbiert wird: Wir wollten auch Besseres zu thun, aber gegenüber den unzähligen Angriffen, Mißverständnissen und Verdrehungen unserer Gegner müssen wir doch wenigstens hier und da uns zu einer Mithligstellung verstehen. Man vergleiche die Fluth von Marxkommentaren, die von gegnerischer Seite auf den Bücher- und Zeitschriftenmarkt geschleudert werden, mit der geringen Zahl der Erwidernngen von marxistischer Seite, und man wird finden, daß die Kommentare der „Kirche“ relativ einen äußerst bescheidenen Raum einnehmen. Aber die Zahl der Sozialdemokraten, die Gelegenheit haben, sich der Theorie zu widmen, ist gering, dagegen ist die Zahl der Studenten, Doktoren, Privatdozenten, Professoren Region, die den Beruf oder den inneren Drang in sich fühlen und Zeit und Mittel im Ueberfluß zur Verfügung haben, um in Marxvernichtung zu machen. Da kommt bei aller Zurückhaltung auf jeden Einzelnen von uns immer noch mehr Arbeit der Abwehr, oder wie Herr Schitlowshy sagt, der Kommentierung, als uns lieb ist. Auch dies ist einer der Gründe, die Zeit und Gelegenheit der Marxisten zur Fortentwicklung der Theorie beengen.

Bisher hat Bernstein uns bei dieser Thätigkeit geholfen. Nun hat er sich dem großen Schwarm derjenigen zugesellt, die uns zwingen, unsere Zeit damit todzuschlagen, daß wir zum xten Male auseinandersehen, was Marx eigentlich gesagt und gewollt hat, und er hat leider auch schon die schlechten Manieren dieser Leute angenommen, die, demüthig an die Brust klopfend, Gott danken, daß sie nicht sind wie jene Marxisten, die Apologeten und Abulisten, die da um die Worte des Meisters zu wiederholen wissen und ihre Thesen lange fertig in der Tasche haben, ehe sie an die wissenschaftliche Untersuchung gehen.

Das ist, bei Nichts gesehen, der ganze Kern von Bernsteins Kritik der Dialektik.

e) Der Werth.

Nach der Philosophie die Dekonomie. Deren Schlüssel ist die Werththeorie, mit ihr beschäftigt sich auch Bernstein. Hier war jene „zaghafte, schwerfällige Form der ersten Kapitel“, deren er sich selbst anklagt, am wenigsten am Plage. Auf diesem so schwierigen und so wichtigen Gebiet gilt es vor Allem klar und entschieden zu sein und nicht den mindesten Zweifel aufkommen zu lassen.

Daran hat es Bernstein hier leider sehr fehlen lassen. Seine Schrift hat die Aufgabe, seine jüngsten, so vielen Mißverständnissen ausgesetzten Anschauungen unzweideutig zum Ausdruck zu bringen. Was er uns aber über die Werththeorie giebt, ist ein Referat über die Marx'sche Werththeorie, unter Beifügung gelegentlicher Bedenken, aber ohne irgendwie erkennen zu lassen, welches sein eigener Standpunkt in der Frage. Das Dunkel wird vermehrt dadurch, daß er der Marx'schen Theorie die Grenzungenstheorie als ebenbürtig gegenüber stellt, aber auch, ohne sich entschieden über sie auszusprechen. Der Marx'sche Werth ist ihm „eine rein gedankliche Thatsache, nicht anders wie der Grenzungenwerth der Gossen-Jevons-Böhmischen Schule“. Von Hause aus ist es Marx ebenso erlaubt, von den Eigenschaften der Waare soweit abzusehen, daß sie schließlich nur noch Verkörperungen von Mengen einfacher menschlicher Arbeit bleiben, wie es der Böhm-Jevons'schen Schule freisteht, von allen Eigenschaften der Waaren außer ihrer Nützlichkeit zu abstrahiren.“ Dann zitiert er einen Satz aus dem „Kapital“, der „allein es unmöglich macht, sich über die Gossen-Böhmische Theorie mit einigen überlegenen Redensarten hinwegzusetzen“. In einer Note aber weist Bernstein auf eine dritte Werththeorie hin, die des Herrn v. Buch, die uns nicht näher bekannt geworden ist, und erklärt sie für „das Produkt nicht geringer Schärfe der Analyse und einen bemerkenswerthen Beitrag zu einem keineswegs völlig aufgeklärten Problem“.

Aus alledem aber ergibt sich als völlig unangefasstes Problem die Bernsteinsche Werththeorie. Wir erfahren nicht, welche es ist, die Marx'sche, die Jevons'sche, die Buch'sche, oder eine eigene, die Synthese der drei genannten. Das Problem bleibt in dem Buche Bernsteins ungelöst.

Meine Kritik erwiderte er mit einem Artikel in der „Neuen Zeit“ („Arbeitswerth oder Nutzwert“, XVII, 2, S. 548 ff.), in dem er mir nicht weniger vorwirft, als ich verkannte ihn nicht oder wollte ihn nicht verstehen. Dergleichen Insinuationen gehören zu den Schönheiten Bernsteinscher Polemik. Er hält es für unmöglich, daß die Schuld an dem Mißverstehen auf seiner Seite liegen könne. Die Sache ist doch so einfach und handgreiflich:

„Peter und Paul stehen vor einem Mineralienkasten. Das hier sind parallelflächig-hemiödrische Krystalle“, sagt Peter. „Es ist Schwefellies“, sagt Paul.

„Wer von Beiden hat Recht?“

„Beide haben Recht“, antwortet der Mineraloge. „Was Peter sagt, bezieht sich auf die Form, Pauls Bemerkung auf die Substanz“.

„Die Wichtigkeit der Entscheidung leuchtet in diesem Falle sofort ein, weil wir es mit einem konkreten Gegenstand zu thun haben, wo die Unterscheidung von Form und Substanz eine einfache Sache ist. Zwischen normal veranlagten Menschen kann ein Streit darüber, ob das Material zu einer Decke aus Wolle

oder Plüsch besteht, nicht stattfinden, sondern nur darüber, ob das Material Wolle oder nicht, das Gewebe Plüsch oder nicht sei. Man kann es aber zwei ganz vernünftigen Leuten einfallen, darüber zu streiten, welches für das besagte Stück Stoff die charakteristische Eigenschaft sei, das Material, aus dem es besteht oder die Fabrikation, in der es sich darstellt. Und da sie die Sache gründlich betreiben, könnten sie schließlich dahin gelangen, daß der Eine auf die Fasereigenschaft des Wollstoffs, der Andere auf die Gewebeeigenschaft des Plüschfabrikats zurückgreift und der Streit sich prinzipiell nur noch um die Frage dreht ob die Faserubstanz oder das Webprodukt den Charakter bestimmt.

„Das ist, auf ein anderes Gebiet übertragen, der Streit um den Werth, wie er seit Generationen in der politischen Ökonomie tobt. Die Gegensätze: Faserstoff — Webprodukt heißen da: Arbeitswerth — Nützlichkeit. Und wie unsere beiden theoretisirenden Freunde sehr gut wissen, daß man ohne Faserstoff nicht weben kann und daß die unverarbeitete ununterschiedene Faser im Leben keine richtige Decke abgibt, so wissen die Ökonomen beider Lager sehr gut, daß der ökonomische Werth eines Gegenstandes, dessen Beschaffung keine Arbeit kostet, null ist, ob seine Nützlichkeit noch so groß sei, und daß alle in ihn gesteckte Arbeit einem Gegenstand keinen Werth verleihen kann, so lange er keinerlei menschlichem Bedürfnis oder Verlangen entspricht.

„... Der ökonomische Werth hat ... einen zweischlächtigen Charakter: er enthält das Moment der Nützlichkeit (Gebrauchswerth, Bedarf) und das der Herstellungskosten (Arbeitswerth).“

Beide Momente, meint Bernstein weiter, sind bestimmend für die Werthgröße. Um aber zur Kategorie des Mehrwerths gelangen zu können, unterstellte Marx, daß die Waaren sich zu ihrem Arbeitswerth veräußern und abstrahiren von dem anderen werthbestimmenden Faktor, der Nützlichkeit. Die Grenzungenstheoretiker machen es zu anderen Zwecken umgekehrt.

Nach dem Zwecke der Untersuchung hat die eine oder die andere Art der Auffassung ihre Berechtigung.

Mit anderen Worten, die Marx'sche Theorie ist richtig, aber ebenso auch die der Grenzungenstheoretiker; beide sind nur zwei Seiten derselben Sache. Man muß sich nur wundern, daß so außerordentlich scharfsinnige Leute, wie die Männer des Grenzungen, noch nicht darauf gekommen sind. Daß Marx und seine Anhänger nicht merkten, wie der seit Generationen geführte Streit um den Werth in so einfacher Weise sich lösen lasse, ist weniger zu verwundern. Bei diesen verbohrtten Köpfen ist Einseitigkeit selbstverständlich. Aber wie dem auch sei, um hat Bernstein seine überraschende Entdeckung gemacht und nun muß für die Werththeorie eine neue Epoche anbrechen. Nur eine Kleinigkeit fehlt noch, Bernstein weist darauf hin, daß die Grenzungenstheorie „für gewisse Zwecke der Untersuchung in der That ihre Berechtigung“ hat, indeß für andere Zwecke die Marx'sche Theorie vorzuziehen ist. Leider hat er vergessen, zu sagen, für welche Zwecke die eine, für welche die andere berechtigt ist. Und das beeinträchtigt einigermaßen den Werth seiner Ent-

bedeutung angesichts des Umstandes, daß die Theoretiker der einen wie die der anderen Richtung ihre Theorie unterschiedslos überall da anwenden, wo es einer Werththeorie eben bedarf. Es ist nur in der ganzen ökonomischen Literatur kein Fall bekannt, wo ein Forscher das eine Mal von der Marxschen und ein andermal, zu einem anderen Zwecke, von der Grenznutzentheorie ausginge oder ein solches Verfahren auch nur für möglich hielte. Wo und wie das möglich ist, das hätte uns doch Bernstein zeigen sollen.

Auch auch die Moral seines Schwefelkiesbeispiels hätte er ziehen sollen: die Kristalle sind die Form, der Schwefelkies die Substanz des Körpers. Bildet nun die Möglichkeit die Werthform und die Arbeit die Werthsubstanz oder umgekehrt?

Welches ist der Zweck, dem eine Werththeorie zu dienen hat? Dieser ist kein anderer als der, den Schlüssel zu bieten zum Verständnis unserer Produktionsweise.

Diese ist Waarenproduktion, in ihr wird nicht direkt zum Verbrauch produziert, sondern zum Verkauf. Kaufen und Verkaufen sind die grundlegenden Vorgänge des heutigen ökonomischen Betriebes, wer es begreifen will, muß vor Allem die Gesetze begreifen, nach denen Kaufen und Verkaufen vor sich gehen.

Wer den Markt beobachtet, findet leicht, daß trotz aller Schwankungen, welche der Wechsel von Zufuhr und Nachfrage hervorruft, dennoch der Preis jeder einzelnen Waarengattung kein willkürlicher ist, sondern die Tendenz hat, einen bestimmten Höhepunkt einzunehmen. Diese bestimmte Tendenz ist ihr Werth, sie kommt nur zur Erscheinung im Austausch oder Verkauf, als Tauschwerth. Der Werth ist also keine „rein gedankliche Thatsache“, sondern eine Thatsache der Wirklichkeit, es giebt keinen Marxschen und keinen Jevons'schen Werth, sondern nur einen Waarenwerth, den man beobachtet und untersucht hat, lange bevor es einen Marx und Jevons gab.

Was „rein gedanklich“ und Marx, respektive Jevons eigenthümlich ist, das ist nicht die Thatsache des Werthes, sondern die Theorie des Werthes, das heißt, der Versuch, herauszufinden, in welchem Zusammenhange diese anscheinend künftliche Thatsache mit wohlbekannten Thatsachen des ökonomischen Lebens steht und sie so zu erklären.

„Von Hause aus“ ist es freilich Marx ebenso erlaubt, von allen Eigenschaften der Waare abzugehen, außer der, daß sie Verkörperungen menschlicher Arbeit sind, wie es Jevons freilegt, von allen ihren Eigenschaften außer ihrer Möglichkeit zu abstrahiren, aber es handelt sich hier nicht darum, was „von Hause aus“, sondern was zu dem bestimmten Zwecke erlaubt ist, den Werth der Waare zu erforschen, der als ihr Tauschwerth auftritt.

Dieser bestimmte Zweck hat gar nichts mit den weiteren Zwecken zu thun, die der Forscher an die Untersuchung der Werththeorie anknüpft. Wie

immer diese ferneren Zwecke sich gestalten mögen, der Zweck der Werththeorie bleibt derselbe: Aufdeckung des Grundgesetzes, das den Prozeß des Tauschens beziehungsweise Kaufens und Verkaufens regulirt.

Hat aber jede Werththeorie denselben Zweck, dann ist es absurd, anzunehmen, es könnten für verschiedene Untersuchungszwecke verschiedene Werththeorien nebeneinander als richtig gelten.

Bernstein verweist uns zur Erläuterung seines Standpunkts auf einen Artikel in der „Neuen Zeit“ (XV, 1, S. 50 ff.), in dem er sich ausführlicher über die Grenznutzentheorie ausgesprochen. Aber was er dort sagt, stimmt nicht völlig mit seinem jetzigen Standpunkt. Dort erklärt er, daß für die Grenznutzentheorie „der Werth und der Preis ein und dasselbe sind“, also ist sie „keine Werththeorie, sondern eine Preistheorie“. Für Detailuntersuchungen hinsichtlich der Gesetze des Marktes kann der Begriff des Grenznutzens als eine „fruchtbare Vereinerung der ökonomischen Begriffe betrachtet werden“.

Das heißt nichts anderes, als daß Bernstein die Grenznutzentheorie für unfähig erklärt, als Werththeorie zu dienen. Aber auch als Preistheorie kann sie nur für Detailuntersuchungen nützliche Anregungen geben, denn wie ist eine umfassende Preistheorie ohne eine Werththeorie denkbar, die ihr Fundament bildet? Nur aus einer Werththeorie, nie aus einer Preistheorie kann zum Beispiel das Wesen des Geldes erklärt werden. Das bildet in der That einen der schwächsten Punkte der Grenznutzentheorie. Sie steht sich außer Stande, die Funktion des Geldes als Maß der Werthe zu erklären.

Heute spricht Bernstein von ihr als einer der Marxschen ebenbürtigen Werththeorie. Um das zu können, führt er ganz unvermerkt eine neue ökonomische Kategorie ein, den „ökonomischen Werth“. „Der ökonomische Werth“, sagt er, „hat einen zweischlächtigen Charakter: er enthält das Moment der Nützlichkeit (Gebrauchswerth, Bedarf) und das der Herstellungskosten (Arbeitswerth).“

Der ökonomische Werth? Was ist das für eine Sorte von Werth?

Marx weist im „Kapital“ auf den zweischlächtigen Charakter der Waare hin, die gleichzeitig Gebrauchswerth ist und Werth (Tauschwerth), und auf den zweischlächtigen Charakter der die Waare produzierenden Arbeit. Der zweischlächtige Charakter des „ökonomischen Werthes“ findet in dieser Auffassung keinen Platz. Hat Bernstein also nicht seine eigene, uns noch verborgen gehaltene Theorie des ökonomischen Werthes, dann fällt es uns schwer, diesen irgendwo unterzubringen.

In seinem Buche hat Bernstein noch den zweischlächtigen Charakter der Waare im Auge. In einer der im Eingang dieses Kapitels erwähnten Stellen

spricht er davon, daß es Marx ebenso erlaubt sei, von allen anderen Eigenschaften der Waare, als ihrer Verkörperung von Arbeit abzugehen, wie den Grenznutzentheoretikern von allen, mitgenommenen der Möglichkeit. Jetzt sagt er daselbe vom „ökonomischen Werthe“, was er noch vor ein paar Monaten von der Waare gesagt. Sein Standpunkt gegenüber der Werththeorie erweist sich als sehr fruchtbar.

Sollte Bernstein ökonomischen Werth mit dem Tauschwerth verwechseln? Es giebt Leute, die annehmen, daß der Tauschwerth einer Waare abhängt von der in ihr steckenden Arbeit und von dem Grade ihrer Möglichkeit. Meint das Bernstein mit seinem Satze über den zwieschlächtigen Charakter des ökonomischen Werthes? Aber was soll dann das Wort „Arbeitswerth“? Die Bezeichnung „Arbeitswerth“ kann nur besagen, daß der Werth einer Waare ausschließlich bestimmt wird durch die in ihr enthaltene Arbeit. Aber der Aufsicht ist, daß der Werth nicht ausschließlich durch die Arbeit, sondern noch durch einen anderen Faktor, etwa die Möglichkeit, bestimmt wird, kann von einem „Arbeitswerth“ nicht reden. Will aber Bernstein sagen, der ökonomische Werth als Tauschwerth sei gleichzeitig Gebrauchswerth und ausschließlich durch die Arbeit bestimmter Tauschwerth?

So klar und unzweideutig der zwieschlächtige Charakter der Waare ist, ebenso unklar und verworren ist der zwieschlächtige Charakter des „ökonomischen Werthes“. Daß mit einem derartigen Werthbegriff die Grenznutzentheorie ebenso vereinbar ist wie die Marxsche und noch ein halb Duzend andere, will ich nicht bestreiten. In der Nacht dieses Begriffs sind alle Werththeorien gleich grau.

So bringt es denn auch Bernstein fertig, mit der Marxschen und der Böhm-Bawerschen Werththeorie die des Herrn Leopold von Buch zu vereinbaren.

Bernstein hat in der Marxschen Werththeorie eine Lücke gefunden. Nach dieser Theorie ist es die zur Produktion einer Waare gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, die ihre Werthgröße bestimmt. Aber es giebt verschiedene Arten von Arbeit. Jede derselben muß auf die gleiche Art Arbeit, einfache Arbeit, reduziert werden, soll das Quantum der einen mit dem der anderen vergleichbar sein. „Komplizirtere Arbeit gilt nur als potenzirte oder vielmehr multiplizierte einfache Arbeit, so daß ein kleines Quantum komplizierter Arbeit gleich einem größeren Quantum einfacher Arbeit. Daß diese Reduktion beständig vorgeht, zeigt die Erfahrung. . . . Die verschiedenen Proportionen, worin verschiedene Arbeitsarten auf einfache Arbeit als ihre Maßeinheit reduziert sind, werden durch einen gesellschaftlichen Prozeß hinter dem Rücken der Produzenten festgesetzt und scheinen ihnen daher durch das Herkommen gegeben („Kapital“, I, 4. Aufl., S. 11).

Welcher Art dieser gesellschaftliche Prozeß, das hat Marx nicht näher erklärt. In der „Kritik der politischen Ökonomie“ (2. Aufl. S. 6) bemerkt er: „Die Gesetze, die diese Reduktion regeln, gehören noch nicht hierher.“ Leider ist er nicht mehr dazu gekommen, diese Gesetze zu entwickeln, die er jedenfalls selbst schon erkannt hatte, sonst wies er nicht auf sie hin. Hier ist also die Marxsche Theorie unvollständig. Darin müssen wir Bernstein zustimmen. Nicht aber der Art und Weise, wie er die Lücke auszufüllen sucht.

„Buch nun“, sagt er, „sucht den gordischen Knoten dadurch zu lösen, daß er streng die zwei Arten von Werth auseinanderhält, die bei Marx ineinander laufen: Werth schlechthin und relativer Werth. Die Erstere ist bei ihm der Arbeitswerth, den er direkt durch Arbeitslohn und Arbeitszeit bestimmen läßt, indem er auf Grund der Physiologie den Begriff „der Grenzdichtigkeit der Arbeit“ bildet (je kürzer der Arbeitstag und je größer der Antheil des Arbeiters an seinem Produkt, um so höher die Grenzdichtigkeit der Arbeit). Durchaus verschieden von diesem Arbeitswerth sei der Schätzungswerth des Produkts, den es auf dem Markte hat oder erzielt. Beide müssen begrifflich streng auseinander gehalten werden. Nicht aus dem Arbeitswerth, sondern aus dem Verhältniß desselben zum Schätzungswerth sei die Ausbeutung des Arbeiters zu ermitteln.

„Ich halte die Buchsche Theorie nicht für einwandfrei, aber für einen, von scharfer Analyse zeugenden Schritt auf dem rechten Wege, die vorerwähnte Lücke zu überbrücken, und jedenfalls scheint es mir zweckmäßiger, mit zwei Werthbegriffen zu operiren, als einem und demselben Begriff eine Definition zu geben, die zwei einander neutralisirende Prinzipien einschließt, wie dies bei der „gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit“ der Fall. Da mir von der Buchschen Arbeit erst der erste Theil vorliegt, vermag ich indeß noch nicht, mich endgiltig über sie zu äußern.“

Wir ist auch der erste Theil des Buchschen Buches nicht bekannt, aber Bernsteins Hinweise lassen ihn mir als nichts weniger denn einen „von scharfer Analyse zeugenden Schritt auf dem rechten Wege“ erkennen.

Daß der Werth „schlechthin“ und der „relative Werth“ bei Marx ineinander laufen, davon ist mir nichts bekannt. Der Werth „schlechthin“, der „Arbeitswerth“, der „individuelle Werth“, wie Marx im 3. Bande ihn nennt, wird bei ihm streng auseinandergehalten vom Marktwert und dem Marktpreis (vergl. z. B. „Kapital“, III, 1, S. 157/158). Dagegen scheinen bei Herrn v. Buch manche Begriffe ganz sonderbar ineinanderzulaufen, wenn er den Werth durch den Arbeitslohn bestimmt werden läßt.

Der Werth ist eine ökonomische Kategorie, die bereits vor dem Auftreten der Lohnarbeit besteht. Man muß blind sein für den Unterschied zwischen einfacher und kapitalistischer Waarenproduktion, man muß diese für die einzige Form der Waarenproduktion halten, will man den Werth durch den Arbeitslohn bestimmen. Was wird dann aus dem Werthe von Waaren, die nicht durch Lohnarbeiter hergestellt worden sind, sondern etwa durch selbstständige Handwerker? Was ist aber der Arbeitslohn anderes, als eine Summe

von Waarenwerthen, die ausgetauscht werden gegen die gleichwerthige Arbeitskraft? Zuerst wird also der Werth durch den Arbeitslohn bestimmt, und dann der Arbeitslohn durch den Werth!

Wird der Werth der Arbeitskraft auch durch den Arbeitslohn bestimmt?

Es ist sehr verdienstvoll, Mücken in einer Theorie herauszufinden, aber dies Verdienst wird in sein Gegenteil verwandelt, wenn man die Mücke in völlig verkehrter Weise auszufüllen sucht.

Was können wir aber mit einem „ökonomischen Werth“ anfangen, der gleichzeitig Gebrauchswerth und Tauschwerth, gleichzeitig durch den Arbeitsaufwand wie durch den Arbeitslohn bestimmter „Arbeitswerth“ ist? Wie eine Geschichtsauffassung hat sich eine Werththeorie in der Praxis zu erproben, in ihrer Anwendung. Die Bernsteinsche Werththeorie, was immer sie sein mag, tritt auf als eine Abänderung oder Erweiterung der Marxschen. Aber mit dieser hängt auf das Innigste die ganze Auffassung der modernen Produktionsweise zusammen, die Marx entwickelt hat. Diese ganze Auffassung wird in ihrer bisherigen Form hinfällig und bedarf der Korrektur, wenn die Marxsche Werththeorie eine Abänderung erfährt. Die Lehre vom Mehrwerth und Profit, die Auffassung des Kapitals und seines Verhältnisses zum Proletariat, alles muß sich total ändern, wenn die grundlegende Werththeorie sich ändert. Das sieht Bernstein jedoch nicht an. Er macht noch einige Bemerkungen über Mehrwerth und Mehrprodukt, läßt aber alles beim Alten, hantirt mit den alten marxistischen Auffassungen vom Kapital weiter, als ob seine Bedenken gegen die Werththeorie gar nicht geändert worden wären. Er spricht der Böhm-Bawerschen Werththeorie eine gewisse Berechtigung zu. Hält er auch die Böhm-Bawersche Theorie des Kapitals und des Kapitalzinses für berechtigt, oder mit der Marxschen Theorie vereinbar?

Darüber erfahren wir nichts. Seine weiteren ökonomischen Auseinandersetzungen stehen in gar keiner Beziehung zu seiner Kritik der Werththeorie, an der wir deshalb auch ganz ruhig hätten vorbeigehen können, wenn nicht das ganze Studel Anti-Marxisten in ein Fremdengesein darüber ausgebrochen wäre, daß ein Marxist selbst den Bankrott der Marxschen Werththeorie proklamiert.

Das hat Bernstein nun nicht gethan. Er hat bloß gezeigt, daß er nicht mehr recht weiß, was er mit ihr anfangen soll. Er findet sie mangelhaft und des Ausbaus bedürftig; er sucht sie aber nicht im Geiste ihres Begründers weiter zu entwickeln, sondern will ihre Mücken schließen durch Glättung von Anschauungen, die dem Wesen der Theorie fremd, ja feindlich gegenüberstehen, die erfunden wurden zur Ueberwindung der Theorie und die mit ihr in einen organischen Zusammenhang nicht gebracht werden können. Mit diesen Versuchen wird Bernstein bei den Grenzungenstheoretikern ebenso wenig An-

klang finden wie bei den Marxisten. Nicht der Theoretiker, der Zweifler ist es, den sie in ihm begreifen.

Etwas Positives hat Bernstein als Kritiker der Werththeorie ebenso wenig zu Tage gefördert wie als Kritiker der materialistischen Geschichtsauffassung. Sein „Fortschritt“ über Marx hinaus besteht darin, daß er an Stelle der Einheitlichkeit der Auffassung den Eklektizismus setzt, den er selbst preist als die „Rebellion des nüchternen Verstandes gegen die jeder Doktrin innewohnende Neigung, den Gedanken in spanische Stiefel einzuschmüren“.

Wenn Bernstein die Geschichte der geistigen Entwicklung sich vergegenwärtigt, dann wird er finden, daß alle die großen Rebellen gegen die Einschmürung des Geistes in spanische Stiefel nichts weniger waren als Eklektiker, daß das Streben nach Einheitlichkeit bei ihnen ebenso groß war wie das nach Selbstständigkeit. Der Eklektiker dagegen ist viel zu nüchtern, um ein Rebell zu sein. Er ärgert sich wohl mitunter und kann ganz fuchsteufelswild werden über die Unbequemlichkeiten, die das Streben nach einheitlicher Auffassung der Dinge mit sich bringt. Aber man zeige uns den Eklektiker in der Republik der Geister, der den Namen eines Rebellen verdient. Wenn ich eine höfliche Verbeugung vor Marx ansehe durch eine höfliche Verbeugung vor Böhm-Bawerk, so ist das noch lange keine Rebellion!

Dabei aber bezeichnet es Bernstein als die Aufgabe der Nachfolger von Marx und Engels, „wieder Einheit in die Theorie zu bringen“.

Es lebe die eklektische Einheit!

Ich will gerne zugeben, daß dieser Stiefel des Gedankens kein spanischer ist.

II. Das Programm.

a. Die Zusammenbruchstheorie.

Hier sind wir bei dem Kernpunkt der Ausführungen Bernsteins angelangt. Von nun an wenden sie sich direkt gegen unser Programm, erhalten also praktische Bedeutung. Seine Kritik der Zusammenbruchstheorie ist auch jener Teil seiner Streilschrift, der von unseren Gegnern mit besonderem Wohlbehagen registriert wurde. Hier ist also Genauigkeit und Klarheit besonders von Nutzen.

Eine besondere „Zusammenbruchstheorie“ ist von Marx und Engels nicht aufgestellt worden. Das Wort stammt von Bernstein, ebenso wie auch das Wort „Verelendungstheorie“ von Gegnern des Marxismus stammt.

Das Wort Zusammenbruchstheorie erfand Bernstein bei seiner Polemik gegen Bay in der „Neuen Zeit“, XVI, 1, S. 548 ff. Er ging damals in seinem zweiten Artikel von dem Absatz III der Resolution über die ökonomischen Aufgaben der Arbeiterklasse aus, welche dem internationalen Kongreß zu London 1896 vorgelegt hatte. Dieser Satz lautete in der deutschen Fassung: „Die ökonomische Entwicklung ist gegenwärtig schon so weit vorgeschritten, daß eine Krise bald eintreten kann. Der Kongreß fordert daher die Arbeiter aller Länder auf, die Leitung der Produktion zu lernen, um als klassenbewußte Arbeiter die Leitung der Produktion zum Wohle der Gesamtheit übernehmen zu können.“ Die englische und französische Fassung weichen von der deutschen erheblich ab und geben einen besseren Sinn. Danach heißt es nicht: „Die ökonomische Entwicklung ist so weit vorgeschritten, daß eine Krise bald eintreten kann“, sondern es heißt, „sie schreitet so schnell vorwärts, daß eine Krise in verhältnismäßig kurzer Zeit eintreten kann.“ „Daher“, heißt es dort weiter, „haben die Arbeiter die Aufgabe, die Verwaltung des Landes (nicht die Leitung der Produktion) zu lernen.“ In dem Kongreßbericht, der im Verlag des „Vorwärts“ erschien, fehlt aber dieser Passus ganz. Als Absatz III finden wir einen Satz über die Feier des 1. Mai.

Man wird zugeben, daß es etwas Kühn ist, auf diesen, in seinem Wortlaut nicht feststehenden und dunklen — denn was heißt Krise? —

dabei sehr harmlosen Satz eine Kritik der sozialdemokratischen Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung aufzubauen. Das aber thut Bernstein. Der zitierte Satz, sagt er, „steht mindestens prinzipiell mit der zur Zeit in der Sozialdemokratie vorherrschenden Auffassung vom Entwicklungsgang der modernen Gesellschaft im Einklang“.

„Nach dieser Auffassung wird früher oder später eine Geschäftskrise, von gewaltiger Stärke und Ausdehnung durch das Geld, das sie erzeugt, die Gemüther so leidenschaftlich gegen das kapitalistische Wirtschaftssystem entflammen, die Volksmassen so eindringlich von der Unmöglichkeit überzeugen, unter der Herrschaft dieses Systems die gegebenen Produktivkräfte zum Wohle der Gesamtheit zu leiten, daß die gegen dieses System gerichtete Bewegung unüberstehliche Kraft annimmt und unter ihrem Andrängen dieses selbst hoffnungslos zusammenbricht. Mit anderen Worten, die unvermeidliche große wirtschaftliche Krise wird sich zu einer allumfassenden gesellschaftlichen Krise ausweiten, deren Ergebnis die politische Herrschaft des Proletariats als der dann einzig zielbewußten revolutionären Klasse und eine unter der Herrschaft dieser Klasse sich vollziehende völlige Umgestaltung der Gesellschaft im sozialistischen Sinne sein wird.“ Das ist, Bernstein wiederholt es, die Auffassung der Sozialdemokratie. „So hat sich denn in der Sozialdemokratie die Ueberzeugung eingebürgert, dieser Weg der Entwicklung sei unvermeidliches Naturgesetz, die große, allumfassende wirtschaftliche Krise der unumgängliche Weg zur sozialistischen Gesellschaft“ („Neue Zeit“, S. 549).

Es dürfte Bernstein schwer fallen, für diese Ueberzeugung der Sozialdemokratie Belege beizubringen. Er begnügt sich denn auch mit dem Hinweis auf den keineswegs eindeutigen Absatz der dem internationalen Kongreß vorgelegten Resolution, der gar nicht diskutiert und, wenn der Bericht des „Vorwärts“ richtig ist, auch nicht angenommen wurde!

In offiziellen Aeußerungen der deutschen Sozialdemokratie wird Bernstein vergeblich nach einer Behauptung suchen, die irgendwie im Sinne der von ihm vorgetragenen Zusammenbruchstheorie lautet. In dem Passus des Ersten Programms, der von den Krisen handelt, steht kein Wort von Zusammenbruch. Aber es dürfte auch kaum Neben oder Beilageartikel deutscher Parteigenossen zu finden sein, in denen mit Bestimmtheit behauptet würde, eine Geschäftskrise werde die soziale Revolution einleiten, oder das Proletariat könne nur während einer Geschäftskrise die politische Macht erobern. Bay hat, wenn ich nicht irre, ähnliche Ansichten mitunter vertreten, und so erscheint es erklärlich, daß Bernstein in dem erwähnten Artikel dagegen polemisierte. Wenn er dabei von der Zusammenbruchstheorie als einer in der Sozialdemokratie vorherrschenden Anschauung sprach, so erschien das als eine Uebertreibung, die in der Hitze der Polemik leicht passiert.

Aber es fällt Bernstein nicht ein, in seiner Streitschrift, die sich nicht gegen Bar richtet, diese Uebertreibung zu korrigieren. Im Gegentheil, er über-treibt sie noch, indem er das Geltungsbereich der Zusammenbruchstheorie nicht nur nicht verengt, sondern sogar erweitert. Was 1898 noch eine in der Sozialdemokratie vorherrschende Theorie war, ist 1899 bereits die Theorie der Sozialdemokratie geworden, die Polemik gegen Bar verwandelte sich in eine Polemik gegen Marx und Engels, die Kritik eines beiläufigen Resolutionsabzuges in die Kritik des kommunistischen Manifests und des „Kapital“.

Diese Kritik ist seitdem von den Antimarkisten innerhalb wie außerhalb der Partei in den Himmel erhoben worden als die blühendste Widerlegung der marxistischen Zusammenbruchstheorie. Wenn man die Herren fragen würde, was denn diese Theorie eigentlich bedeute, würden wir kuriose Antworten erhalten. Hat sich's doch im Laufe der Diskussion herausgestellt, daß Bernstein selbst die marxistische Theorie in einem wesentlichen Punkte falsch dargestellt hatte. Nach der Bernsteinischen Darstellung erwarteten Marx und Engels, die sozialistische Produktionsweise werde ein Ergebnis des Zusammenbruchs der kapitalistischen Produktionsweise sein, der aus der Konzentration des Kapitals und den immer furchtbarer auftretenden Krisen resultieren werde. Der Klassenkampf des Proletariats blieb in dieser Darstellung unerwähnt. Ich sah darin jedoch keine Absicht, sondern nur einen Zufall. Es blieb eben jenes Moment unerwähnt, welches zwar das wichtigste, aber eben deshalb auch selbstverständlich ist. So glaubte ich. Das war ein Irrthum.

Bernstein erklärte im „Vorwärts“ meine Auffassung der Marx'schen Theorie als falsch. Die Stelle sei, weil charakteristisch, vollständig wiedergegeben.

„Die Marx-Engels'sche Theorie, sagt er (Kautsky), leitet die Nothwendigkeit des kommenden Zusammenbruchs des Kapitalismus ab aus der Zunahme der Proletarier und dem Wachstum ihrer Reife und Macht, aus der fortschreitenden Verdrängung und Unterjochung der Kleinbetriebe durch kapitalistische Großbetriebe, die immer mehr zu monopolistischen werden, und aus der steigenden Tendenz zur Ueberproduktion, die entweder zu stets wachsenden Krisen oder zu allgemeiner Stagnation, oder aber, wie theoretisch nicht ausgeschlossen, zu einer allgemeinen Kartellwirtschaft führt, welche noch weit unerträglicher und aufreizender als geschäftliche Depression wirken müßte, nicht bloß auf das Proletariat, sondern auf die Masse der Bevölkerung, und die zur Expropriation der Kartelle — in diesem Falle der kapitalistischen Industrie — mit Nothwendigkeit führen müßte.

„Das ist nun zunächst nicht die Marx-Engels'sche Theorie, sondern eine Kautsky'sche Lesart und Erweiterung derselben. Inwieweit sie mit dem vom Zusammenbruch handelnden Kapitel bei Marx zu vereinen ist, wo nicht von wachsender Reife und Macht, sondern von wachsender Entartung und Knechtschaft der Proletarier gesprochen wird, kann ich indeß hier um so mehr auf sich beruhen lassen, als ich selbst stets sehr energisch betont habe, daß dies Kapitel nur als Signatur einer Tendenz zu verstehen ist. Nur behaupte ich, daß mit dem Mantel auch der Herzog fällt.“ (Vorwärts, 26. März 1899.)

Darauf entgegnete ich:

„Diesen Satz hat nicht irgend ein Aufgärstonom geschrieben, der das 'Kapital' nie in der Hand gehabt, sondern ein Mann, der als einer der besten und verständnisvollsten Kenner der marxistischen Literatur gilt. Wie berechtigt der Satz ist, zeige die wörtliche Wiedergabe der Stelle, auf die sich Bernstein beruft. Sie lautet: 'Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Umwandlungsprozesses an sich ziehen und monopolisieren, wächst die Masse des Glends, des Druckes, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterklasse' (Kapital, I. 2. Aufl., S. 793).

„Steht eine stetige Zunahme der Zahl, der Schulung, der Organisation, Wachstum der Reife und Macht oder nicht?“

„Wie kann also Bernstein behaupten, Marx rede in dem vom Zusammenbruch handelnden Kapitel nicht von wachsender Reife und Macht, sondern nur von wachsender Entartung und Knechtschaft des Proletariats? Und wie kann er behaupten, ich gebe nur meine Lesart, nicht die Marx-Engels'sche Theorie? Betont nicht schon das kommunistische Manifest die wachsende Reife und Macht des Proletariats als eine der Vorbedingungen des Zusammenbruchs der kapitalistischen Gesellschaft?“

„Die Bourgeoisie“, sagt es, „hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen, sie hat auch die Männer gezeugt, die diese Waffen führen werden — die modernen Arbeiter, die Proletarier. ... Mit der Entwicklung der Industrie vermehrt sich nicht nur das Proletariat; es wird in größeren Massen zusammengedrängt, seine Kraft wächst und es fühlt sie mehr. ... Die Arbeiter beginnen, Koalitionen gegen die Bourgeoisie zu bilden. ... Das eigentliche Resultat ihrer Kämpfe ist nicht der unmittelbare Erfolg, sondern die immer weiter um sich greifende Vereinigung der Arbeiter. ... Die Organisation der Proletarier zur Klasse und damit zur politischen Partei, wird jeden Augenblick wieder gesprengt durch die Konkurrenz unter den Arbeitern selbst. Aber sie erhebt immer wieder, stärker, fester, mächtiger. Sie erzwingt die Anerkennung einzelner Interessen der Arbeiter in Gesetzesform, — indem sie die Spaltungen der Bourgeoisie unter sich benützt, so die Zehnstundenbill in England. ... Die Bourgeoisie selbst führt dem Proletariat ihre eigenen Bildungselemente, das heißt Waffen gegen sich selbst zu. Es werden ferner durch den Fortschritt der Industrie ganze Bestandtheile der herrschenden Klasse ins Proletariat hinabgeworfen oder wenigstens in ihren Lebensbedingungen bedroht. Auch sie führen dem Proletariat eine Menge Bildungselemente zu.“

„Da haben wir schon im kommunistischen Manifest die Bedeutung auseinander gesetzt, welche die wachsende Reife und Macht des Proletariats für den Zusammenbruch der kapitalistischen Ordnung in sich schließt. Seit der ersten Formulierung der Marx-Engels'schen Zusammenbruchstheorie ist der Hinweis auf das Wachstum der Reife und Macht des Proletariats ihr wesentlicher Bestandtheil gewesen; ohne diesen ist sie gar nicht zu verstehen, und nun kommt Bernstein und behauptet, das sei bloß meine Lesart!“

„Aber der Satz vom Wachstum der Reife und Macht des Proletariats ist nicht nur ein wesentlicher Bestandtheil der Marx'schen Zusammenbruchstheorie, er ist sogar ihr charakteristischer Bestandtheil. Daß die kapitalistische Produktions-

weise zu wachsendem Elend, stetigem Rückgang der Kleinbetriebe, zunehmender Ueberproduktion führe, das haben auch andere Sozialisten vor Marx und gleichzeitig mit Marx, unabhängig von ihm, erklärt. Was Marx und Engels allein fanden, das waren neben den das Proletariat herabdrückenden die es erhebenden Tendenzen. Gerade das zeichnet sie aus, daß sie nicht bloß, wie andere Sozialisten, die wachsende Knechtung des Proletariats sahen, sondern auch seine wachsende Empörung, nicht bloß die Zunahme seines Elends und seiner Degradation, sondern auch die Zunahme seiner Schulung und Organisation, seiner Reife und Macht, etwas, was freilich die vulgären Kritiker der sogenannten Verelendungstheorie nur zu leicht vergessen, die in der Regel nichts anderes kritisieren, als die vormarxistischen Verelendungstheorien.

„Über daß auch Bernstein es vergessen würde, das hätte ich allerdings nicht erwartet. Es scheint ein psychologisches Gesetz zu geben, das allen Marx-Kritikern die gleichen Bahnen vorschreibt, woher sie auch kommen mögen.“

Hier erhalten wir übrigens auch ein hübsches Probchen davon, was Bernstein unter historischer Notwendigkeit versteht. Getreu seiner Uebersetzung von Notwendigkeit mit Fatalismus erkennt er nur dort eine Notwendigkeit an, wo eine Zwangslage besteht. So wird ihm die marxistische Theorie zur Lehre, die ökonomische Entwicklung werde schließlich eine Zwangslage schaffen, in der die Menschen gar nicht anders könnten, als den Sozialismus einführen. So und nicht anders versteht er die marxistische „Zusammenbruchstheorie“. Da ist es keine Kunst, sie zu widerlegen.

„Sehen wir uns die kautskysche Lesart näher an“, sagt er. „Ist diese eine rein materialistische Begründung des Sieges des Sozialismus? Ganz und gar nicht. Die Reife der Proletarier ist kein ökonomischer, sondern ein ethischer, ihre Macht ein politischer, bzw. sozialpolitischer Faktor. Aber Kautsky zieht auch die allgemeine Empörung über die vorgesehene Kartellwirtschaft zu Hilfe. Das ist wieder kein ökonomischer oder wenigstens kein rein ökonomischer Faktor. Ganz abgesehen davon, daß diese Empörung noch nicht mit Notwendigkeit zur Expropriation der kartellierten Industrie führen muß.“

„Wenn der Sieg des Sozialismus eine „immanente ökonomische Notwendigkeit“ sein soll, dann muß er auf den Nachweis von der Unvermeidlichkeit des ökonomischen Zusammenbruchs der bestehenden Gesellschaft begründet werden. Dieser Nachweis ist noch nicht erbracht worden und nicht zu erbringen. Die Entwicklung hat in verschiedenen Punkten einen anderen Weg genommen, als der Fall sein müßte, wenn der Zusammenbruch aus rein ökonomischen Gründen unvermeidlich sein sollte. Aber wozu die Ableitung des Sozialismus aus dem ökonomischen Zwange? Wozu die Degradierung der Einsicht, des Rechtsbewußtseins, des Willens der Menschen? Wozu die Uebertragung des so oft mißverständenen Theorems von der Willensfreiheit des Individuums auf die Menschen der Kulturländer als Gesellschaft? Ich halte all' das für unhaltbar und überflüssig. Die Gesellschaft thut schon heute Vieles, nicht weil es das absolut Notwendige, sondern weil es das Bessere ist. Und in der sozialistischen Bewegung ist das Rechtsbewußtsein, das Streben nach noch gerechteren Zuständen, ein mindestens so wirkungsvoller und wichtiger Faktor, wie die materielle Noth“ (Vorwärts, 26. März).

Kann es etwas Trübseligeres geben, als derartige Ausfälle eines Mannes, der selbst zwei Jahrzehnte lang die materialistische Geschichtsauffassung vertreten? Noch 1890 polemisierte er gegen v. Schulze-Gävernitz, weil dieser behauptete, die Sozialdemokratie erkläre die wirtschaftlichen Ursachen als die ausschließliche Ursache der sozialen Umgestaltungen. „Herr v. Schulze“, sagte Bernstein, „ist nicht nur ein dankbarer, er ist auch ein geliebter Schüler des Herrn Brentano. Nachdem er wiederholt, was er bei den Theoretikern der Sozialdemokratie gelesen, . . . schreibt er, allerdings vorsichtig, der Sozialdemokratie eine Verzerrung derselben Theorie ins Absurde unter, um seine Ueberlegenheit zu beweisen“ („Neue Zeit“, IX, 1, S. 660). Heute drücken ihn Brentano und Schulze-Gävernitz gerührt an die Brust, denn was sie an Verzerrung der sozialdemokratischen Theorie ins Absurde geleistet haben, verblüßt gegenüber Bernsteins Identifizierung von historischer Notwendigkeit mit ökonomischem Zwange, gegenüber seiner Feignung der Thatsache, daß Marx und Engels die Notwendigkeit des Sozialismus auf die wachsende Reife und Macht des Proletariats begründeten.

Bernstein ist ein Helfer erstanden in Dr. Woltmann. Doch deckt sich dessen Theorie nicht ganz mit der Bernsteins. Was dieser als Marx-Engels'sche Theorie bezeichnet, das ist, wie Dr. Woltmann herausgefunden zu haben glaubt, die Engels'sche Theorie. Nach Woltmann begründete Marx immer den Sozialismus auf die wachsende Empörung, Reife und Macht des Proletariats, Engels dagegen — und ebenso Cunow und meine Wenigkeit — behauptet die Selbstvernichtung des Kapitalismus. „Engels nämlich hat besonders die Anschauung vertreten, daß die Produktivkräfte sich so enorm entwickeln, daß sie kraft humaner mechanischer Gewalt die Fesseln der Produktionsweise sprengen und dadurch eine allgemeine Krisis heraufbeschwören. Engels verstand aber unter den Produktivkräften nur die technisch-ökonomischen Produktivkräfte, besonders die industrielle Maschinenkraft. Indem diese allgellos und schrankenlos sich durchsetzenden Gewalten der ökonomischen Kräfte gegen die Produktionsweise, d. h. Eigentumsverhältnisse rebellieren, ergreift in dieser Krisis das Proletariat die Staatsgewalt und setzt die Produktivkräfte zu allgemein gesellschaftlichen Zwecken in Bewegung. Das ist die landläufige Vorstellung.“

In welchem Lande sie landläufig ist, weiß ich nicht; gewiß ist, daß sie nie die von Engels war, ebensowenig wie die Cunows oder meine eigene. Daß Engels ein Menschenalter lang mit Marx zusammengearbeitet haben sollte, ohne daß sich Beide des fundamentalen Unterschieds ihrer Anschauungen bewußt wurden, daß erst Dr. Woltmann kommen mußte, um ihn herauszufinden, ist von vornherein etwas unwahrscheinlich. Engels war aber auch viel zu wenig Mystiker, um in der Rebellion der technischen Produktivkräfte gegen

die Produktionsweise etwas anderes zu sehen, als ein Bild. Die rebellierende Wirkung der technischen Produktivkräfte kann offenbar nur darin bestehen, daß sie die Menschen rebellisch machen. Wenn Engels es nicht immer für notwendig fand, das ausdrücklich zu betonen, so wird damit doch noch nicht bewiesen, daß er der gegenteiligen Ansicht gewesen wäre.

Was Dr. Wollmann als die Engels'sche Anschauung bezeichnet, ist offenbar verwandt, wenn nicht identisch mit dem, was Bernstein unter historischer Notwendigkeit versteht. Da stoßen wir auf die sonderbare Erscheinung, daß Bernstein aus Marx'schen Aussprüchen den angeblichen Fatalismus der primitiven materialistischen Geschichtsauffassung, die Auffassung der Menschen als bloßer Automaten der ökonomischen Mächte heraussieht, und aus Engels'schen Aussprüchen die Anerkennung des Einflusses der ethischen Faktoren in der Geschichte heraussieht, während Dr. Wollmann gerade die gegenteilige Haltung von Marx und Engels behauptet.

So lange wir keine besseren Beweise haben, als derartige problematische Zitate, die sich leicht in ihr Gegenteil verwandeln lassen, werden wir wohl daran thun, anzunehmen, daß die beiden Männer, die das kommunistische Manifest abfaßten, sich in allen wesentlichen Punkten darüber klar und einig waren, was sie wollten. Sicher war jeder von ihnen eine selbständige Individualität, welche die gemeinsame Theorie eigenartig auffaßte und entwickelte. Für den Geschichtsschreiber der Theorie kommen diese Unterschiede ebenso wohl in Betracht wie bei jedem der beiden die Entwicklung ihrer Anschauungen im Laufe der Zeit. Aber diese Differenzen sind viel zu geringfügig, um etwas für unsere praktischen Zwecke bedeuten zu können.

Was Bernstein als meine spezielle Lesart der Marx-Engels'schen Theorie und Wollmann als speziell Marx'sche, von der Engels'schen verschiedene Theorie hinstellt, ist die Theorie, die im kommunistischen Manifest zuerst systematisch dargelegt, später in den einzelnen Schriften unserer Meister weiter entwickelt, begründet, in einzelnen Punkten rektifiziert wurde.

Diese Theorie stellt in der kapitalistischen Produktionsweise den Faktor, der das Proletariat in den Klassenkampf gegen die Kapitalistenklasse treibt, der es immer mehr zuzunehmen läßt an Zahl, Geschlossenheit, Intelligenz, Selbstbewußtsein, politischer Reife, der seine ökonomische Bedeutung immer mehr steigert und seine Organisation als politische Partei sowie deren Sieg unvermeidlich macht, ebenso unvermeidlich aber auch das Entstehen der sozialistischen Produktion als Konsequenz dieses Sieges.

Das ist die Theorie, um deren Bekräftigung und Kritik es sich bei einer Untersuchung über die Aussichten der Sozialdemokratie handelt, sie ist es, die den Programmen der sozialdemokratischen Parteien zu Grunde liegt, sie haben wir auch bei den folgenden Ausführungen im Auge zu behalten.

und nicht die lächerliche Zusammenbruchstheorie, die Bernstein uns in die Schuhe schiebt.

Es sind drei Einwände, die Bernstein gegen die Marx'sche Theorie der kapitalistischen Produktionsweise zu erheben hat: 1. Die Zahl der Besitzenden nimmt nicht ab, sondern zu. 2. Der Kleinbetrieb geht nicht zurück. 3. Die Wahrscheinlichkeit umfassender und verheerender Krisen wird immer geringer.

Von diesen drei Einwänden gehört der von Bernstein an zweiter Stelle behandelte offenbar an die erste Stelle. Ist die Marx'sche Lehre von der Konzentration des Kapitals falsch, dann geben wir die Zunahme der Besitzenden ohne Weiteres zu; ist jene richtig, dann muß uns erst gezeigt werden, wieso es kommt, daß trotzdem die Zahl der Besitzenden wächst. Die Entwicklung der Produktionsweise ist das grundlegende, die Gestaltung der Besitzverhältnisse das an der Oberfläche liegende, aus dem ersteren hervornwachsende Faktum. Es ist bezeichnend für die Bernstein'sche Methode, daß er über die oberflächliche Erscheinung urtheilt, ehe er ihre Grundlage untersucht.

Wir wollen uns zunächst mit der letzteren beschäftigen.

b) Großbetrieb und Kleinbetrieb.

Nach der Marx'schen Lehre führt die ökonomische Entwicklung in der modernen Gesellschaft zum Untergang des selbstwirthschaftenden Arbeiters und zu seiner Verwandlung in einen Lohnarbeiter, der von dem Besitzer der Produktionsmittel, dem Kapitalisten, ausgebeutet wird.

„Das selbst erarbeitete, sozusagen auf Verwachsung des isolierten, unabhängigen Arbeitsindividuums mit seinen Arbeitsbedingungen beruhende Privateigentum wird verdrängt durch das kapitalistische Privateigentum, welches auf Ausbeutung fremder, aber formell freier Arbeit beruht. Sobald dieser Umwandlungsprozeß nach Tiefe und Umfang die alte Gesellschaft hinreichend zersetzt hat, sobald die Arbeiter in Proletariat, ihre Arbeitsbedingungen in Kapital verwandelt sind, sobald die kapitalistische Produktionsweise auf eigenen Füßen steht, gewinnt die weitere Vergesellschaftung der Arbeit und weitere Verwandlung der Erde und anderer Produktionsmittel in gesellschaftlich ausgebeutete, also gemeinschaftliche Produktionsmittel, daher die weitere Expropriation der Privateigentümer, eine neue Form. Was jetzt zu expropriieren, ist nicht länger der selbstwirthschaftende Arbeiter, sondern der viele Arbeiter ausbeutende Kapitalist. Diese Expropriation vollzieht sich durch das Spiel der immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktion selbst, durch die Konzentration der Kapitalien. Je ein Kapitalist schlägt viele todt. Hand in Hand mit dieser Konzentration oder der Expropriation vieler Kapitalisten durch Wenige entwickelt sich die kooperative Form des Arbeitsprozesses auf stets wachsender Stufenleiter, die bewußte technologische Anwendung der Wissenschaft, die planmäßige gemeinsame Ausbeutung der Erde, die Verwandlung der Arbeitsmittel in nur gemeinsam verwendbare

Kautsky, Gegen Bernstein.

Arbeitsmittel, und die Konsumierung aller Produktionsmittel durch ihren Gebrauch als gemeinsame Produktionsmittel kombinierter, gesellschaftlicher Arbeit. Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vorteile dieses Umwandlungsprozesses usurpieren und monopolisieren, wächst die Masse des Gläubers, des Druckes, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse. Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Konzentration der Produktionsmittel und die Vergeßenschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateure werden expropriert“ („Kapital“, I. 2. Aufl. S. 792, 793).

Dies die klassische Form der marxistischen „Freilegende“, die Bernstein zu widerlegen unternommen. Es ist selbstverständlich, daß eine derartige lapidare Schilderung eines durch Hunderte von Jahren sich hindurchziehenden Entwicklungsprozesses *enno grano salis* aufzufassen ist, namentlich dort, wo sie sich bildlich ausdrückt. Die Sprengung der kapitalistischen Hülle, das Schlagen der Stunde des kapitalistischen Privateigentums, die Expropriation der Expropriateure sind als historische Prozesse aufzufassen, deren Kommen unvermeidlich, deren Formen und deren Schnelligkeit aber nicht vorauszusehen sind.

Die Möglichkeit der Marx'schen Theorie hängt, das wollen wir gleich feststellen, weder von der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit von Katastrophen, noch von der größeren oder geringeren Mäßigkeit der Entwicklung ab, sondern nur von der Richtung, welche diese einschlägt. Wenn und wo Marxisten politische oder soziale Katastrophen erwarteten, war das nicht eine notwendige Folge ihrer Theorie, sondern eine Folgerung aus bestimmten politischen und sozialen Situationen. Wenn die „Freilegende“ identisch sein sollte mit der Behauptung, eine plötzliche und allseitige Expropriation sämtlicher Kapitalisten sei unvermeidlich, dann gebe ich sie gern preis. Allerdings eine Garantie dafür, daß es sich unter allen Umständen nur um die allmähliche Ablösung durch Organisation handeln wird, kann ich mit bestem Willen nicht übernehmen.

Viel wichtiger ist die Frage, ob die Konzentration des Kapitals tatsächlich vor sich geht, oder nicht.

Es ist nicht deutlich zu erkennen, wie Bernstein darüber denkt. Auf die Frage, ob es richtig sei, daß die Konzentration mit allen ihren Begleiterscheinungen in der von Marx ausgeführten Form vor sich gehe, erwidert er: „Ja und nein. Es ist richtig vor allem in der Tendenz. Die geschilderten Kräfte sind da und wirken in der angegebenen Richtung. . . . Wenn das Bild nicht der Wirklichkeit entspricht, so nicht, weil Falsches gesagt wird, sondern

weil das Gesagte unvollständig ist. Faktoren, die auf die geschilderten Gegensätze einschränkend wirken, werden bei Marx entweder gänzlich vernachlässigt oder zwar bei Gelegenheit behandelt, aber später, bei der Zusammenfassung und Gegenüberstellung der festgestellten Thatsachen fallen gelassen, so daß die soziale Wirkung der Antagonismen viel stärker und unmittelbarer erscheint, als sie in Wirklichkeit ist“ (S. 47).

Das kann zweierlei bedeuten. Es ist selbstverständlich, daß die Theorie von allen störenden Erscheinungen abstrahieren muß, soll sie die den Erscheinungen zu Grunde liegenden Gesetze erforschen können. Wer das vergißt und von der Theorie verlangt, sie solle unter allen Umständen mit den an der Oberfläche liegenden Erscheinungen stimmen, der wird stets finden, sie laute zu apokalyptisch, lasse die Dinge schärfer erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Wer aber, um das zu bessern, eine Theorie zu schaffen sucht, die alle Elemente der oberflächlichen Wirklichkeit enthält, wird stets von der Hülle der Erscheinungen erdrückt werden, den Faden verlieren und vor konfusem Einerseits—Andererseits nie zu einer klaren Einsicht gelangen.

Ich habe schon erwähnt, daß die Marx'sche Darstellung *enno grano salis* zu verstehen ist; wollte Bernstein mit seinen eben zitierten Bemerkungen nicht mehr sagen, dann ließe sich nichts dagegen einwenden, als daß sie selbstverständlich seien, für jede Theorie gelten.

Aber wahrscheinlich ist Bernsteins Anschauung eine andere. Er nimmt an, daß die Marx'sche Theorie nicht nur oberflächliche Störungen, sondern grundlegende Tendenzen überseht, welche die von ihr gezeichneten Tendenzen in ihren Wirkungen mehr oder weniger aufheben. In der gesellschaftlichen Entwicklung setzen sich also die von Marx gezeichneten Tendenzen nicht immer wieder, trotz allen Gegenwirkungen, sieghaft durch. Dabei bleibt es aber immer noch unklar, ob Bernstein diesen Gegenwirkungen bloß einen hemmenden oder einen richtungsändernden Einfluß zuschreibt.

Bernstein erklärt, bei Marx erschienen die sozialen Gegensätze schroffer, als sie in Wirklichkeit sind. Aber es handelt sich bei seiner Theorie nicht darum, wie groß die sozialen Gegensätze sind — um das zu erkennen brauchen wir keine Theorie. Diese soll uns erkennen lassen, welche Entwicklung der sozialen Gegensätze wir zu erwarten haben, ob sie sich verschärfen oder mildern. Wenn man aber die Frage so stellt, dann kommt man mit dem Hinweis auf Marx'sche Uebertreibungen und Schroffheiten nicht aus. Wenn ich frage, ob ein bestimmtes Schiff nach Osten oder nach Westen fährt, hilft's mir sehr wenig, wenn ich die Antwort bekomme: die Behauptung, daß das Schiff nach Osten fährt, ist eine Uebertreibung. Manche Anzeichen weisen darauf hin, daß es nach Westen fährt.

Solche Antworten erhalten wir aber bei Bernstein. Auf S. 47 nimmt er an, daß die Unternehmungen in der kapitalistischen Produktionsweise sich

konzentrieren, wie Marx aneinanderreißt. Aber, sagt er, die Vermögen konzentrieren sich nicht. „In der Sozialdemokratie herrscht die Vorstellung vor oder drängt sie sich immer wieder dem Geiste auf, daß der Konzentration der industriellen Unternehmungen eine Konzentration der Vermögen parallel läuft. Das ist aber keineswegs der Fall.“

Hier wird die Konzentration der Unternehmungen als ein wirklicher Vorgang der kapitalistischen Produktionsweise anerkannt. So spricht Bernstein am Beginn seiner Untersuchung über die Konzentration. Am deren Ende aber sagt er:

„Mögen also auch die Tabellen der Einkommensstatistik der vorgeschrittenen Industrieländer zum Theil die Beweglichkeit und damit zugleich die Flüchtigkeit und Unsicherheit des Kapitals in der modernen Wirtschaft registrieren, mögen auch die da verzeichneten Einkommen oder Vermögen in wachsendem Verhältniß papierene Größen sein, die ein kräftig bläsender Wind in der That leicht hinwegwehen könnte, so stehen diese Einkommensreihen doch in keinem grundsätzlichen Gegensatz zu der Rangordnung der Wirtschaftseinheiten in Industrie, Handel und Landwirtschaft. Einkommenskala und Betriebskala zeigen in ihrer Gliederung einen ausgeprägten Parallelismus, besonders soweit die Mittelglieder in Betracht kommen“ (S. 65).

Er ging also davon aus, einen Parallelismus in der Entwicklung der Betriebskala mit der der Einkommenskala (die er der Vermögenskala gleichsetzt) zu leugnen, und endigt damit, ihn anzuerkennen. Welches ist seine wirklich: Meinung? Die auf S. 47 oder die auf S. 65? Geht die Konzentration der Unternehmungen vor sich oder nicht? Es ist offenbar marxistisch übertriebene Schroffheit, darauf eine andere Antwort zu verlangen als „Ja und Nein“.

Es ist nicht leicht, eine Ansicht zu prüfen, die so wenig feststeht, wie die Bernsteinsche in diesem Falle. Aber wir haben keine Wahl. Was immer Bernstein meinen mag, seine Sätze werden von unseren Gegnern gedeutet und ausgebeutet als Bankrott nicht bloß des Marxismus, sondern des Sozialismus überhaupt, und es selbst macht keine Miene, dagegen zu protestieren. Eine Prüfung der Thatfachen, auf die Bernstein sich stützt, ist also unumgänglich notwendig.

Seine Hauptargumente entnimmt er der deutschen Berufszählung. Daneben bringt er freilich noch zahlreiche Ziffern aus England, Frankreich, Oesterreich, der Schweiz, den Vereinigten Staaten vor, aber diese Ziffern sagen uns nicht das Mindeste über die Richtung der Entwicklung, weil es nur Ziffern je einer Zählung, nicht mehrerer aufeinanderfolgender Zählungen sind. Sie würden nur dann etwas beweisen, wenn die materialistische Geschichtsauffassung wirklich

jenen mechanischen Charakter hätte, den ihre Gegner ihr so gern zuschreiben. Wenn diese Auffassung wirklich ein „Hineinwachsen“ in den Sozialismus in dem Sinne annähme, als werde schon durch die kapitalistische Entwicklung allein vermöge der Konzentration des Kapitals der gesamte Kleinbetrieb aufgesogen und der gesamte Organismus der sozialistischen Produktion hergestellt werden, so daß das Proletariat schließlich nichts weiter zu thun hat, als die politische Herrschaft zu erobern und sich in das vom Kapitalismus hergerichtete Bett zu legen — wenn das die marxistische Auffassung der Entwicklung zum Sozialismus wäre, dann könnte allerdings auch den absoluten, isolierten Ziffern, die Bernstein vorbringt, einige Bedeutung zu. Denn diese Ziffern beweisen, daß der Kleinbetrieb fern von völligem Verschwinden sei, also das Reich des Sozialismus noch unabsehbar weit abliege.

Aber wir haben schon mehrfach erklärt, daß dies nicht die marxistische Lehre bilde. Da es aber zu den Verdiensten der Bernsteinschen Broschüre gehört, jener weitverbreiteten falschen Auffassung des Marxismus neue Stützen verleihen zu haben, so sei dies hier nochmals ausdrücklich konstatiert.

Die Aufhebung des Kleinbetriebs, der ehemals die herrschende Betriebsform bilde, schafft Proletariat, Lohnarbeiter. Je mehr sich auf den Ruinen des Handwerks die kapitalistische Produktion entwickelt, desto geringer für den Lohnarbeiter die Aussicht, auf der Grundlage des Privateigentums als isolierter Produzent von kapitalistischer Ausbeutung und Knechtung unabhängig zu werden, desto stärker sein Verlangen nach Aufhebung des Privateigentums. So entstehen naturunthwendig zugleich mit dem Proletariat sozialistische Tendenzen bei den Proletariern selbst wie bei jenen, die sich auf den Standpunkt des Proletariats stellen, seine Erhebung zu Selbständigkeit, also zu Freiheit und Gleichheit bewirken wollen.

Das erklärt aber bloß das Aufkommen der sozialistischen Bestrebungen, sagt aber noch nichts über ihre Aussichten. Es ist die Konzentration des Kapitals, welche diese immer mehr verbessert. Je mehr sie fortschreitet, desto mehr vergrößert und schult sie das Proletariat, wie wir gesehen, desto mehr entkräftet, entmutigt, verringert sie aber auch die Masse derjenigen, die an dem Privateigentum an den Produktionsmitteln ein Interesse haben, die selbständigen Unternehmer, desto mehr schwächt sie deren Interesse an der Aufrechterhaltung dieses Eigentums, desto mehr schafft sie aber auch die Vorbedingungen sozialistischer Produktion.

Der handwerksmäßige und kleinbäuerliche Kleinbetrieb setzt zu seiner vollkommenen Entwicklung das Privateigentum an den Produktionsmitteln voraus. Die Erfahrung zeigt, daß, wo immer von Sozialisten kommunistische Kolonien auf Grundlage handwerksmäßiger und kleinbäuerlicher Produktion geschaffen wurden, der Drang nach dem Privateigentum an den Produktions-

mittelst früher oder später den sozialistischen Enthusiasmus überwand, der die Kolonie geschaffen hatte, wenn nicht äußerliche Verhältnisse den kommunistischen Zusammenhang begünstigten — z. B. das Leben der Kolonisten inmitten einer feindseligen Bevölkerung verschiedener Sprache und Religion.

Ganz anders muß sich die Sache dort gestalten, wo Einzelproduktion nicht die Regel, sondern die Ausnahme, wo die ökonomischen Bedingungen die gesellschaftliche Produktion immer allgemeiner und vorteilhafter machen und das Fühlen und Denken der arbeitenden Klassen immer mehr im Sinne des gesellschaftlichen Zusammenarbeitens beeinflussen. Da muß eine sozialistische Organisation auch möglich werden ohne jenen übermächtigen Enthusiasmus, der stets nur außerordentlichen Charakteren beschieden war und der auf die Dauer gegen die nüchterne Alltäglichkeit nicht aufkommt.

Das sind die Elemente, aus denen nach marxistischer Auffassung der Sozialismus entspringen soll. Die Konzentration des Kapitals stellt die historische Aufgabe: die Einführung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung. Sie produziert die Kräfte zur Lösung der Aufgabe, die Proletariat, und sie schafft die Mittel zur Lösung: die gesellschaftliche Produktion, aber sie bringt nicht selbst ohne Weiteres die Lösung der Aufgabe. Diese kann nur aus dem Bewußtsein, dem Willen, dem Kampfe des Proletariats entspringen.

Wenn dem aber so ist, dann hat die Aufzählung einzelner Zahlen, die zeigen, daß es noch eine erhebliche Anzahl Kleinbetriebe giebt, gar keine Bedeutung für unsere Untersuchung. Ueber die Richtung, in der die Entwicklung geht, sagen sie uns gar nichts, der Zeitpunkt der Reife unserer Gesellschaft für den Sozialismus ist aber aus solchen Zahlen nicht zu erkennen. Der hängt von unzähligen Imponderabilien ab, die niemand zu bemessen vermag, deren ökonomische Motive hinterdrein erkannt, deren Kräfte jedoch nicht von vornherein statistisch erfasst werden können. So weit sind wir noch nicht, die Klassenkämpfe durch statistische Berechnungen erfassen zu können. Wir müssen kämpfen; wie nah oder fern der Sieg und die Möglichkeit erspriechlicher Ausnutzung des Sieges; darüber kann uns keine Statistik der Welt Auskunft geben. Die Aussicht auf Sieg hängt allerdings davon ab, ob die Konzentration des Kapitals vor sich geht, aber es wäre kindisch, festsetzen zu wollen, welche Höhe sie erreicht haben müsse; ehe der Sieg möglich wird.

Bernstein freilich meint:

„Es ist, soweit die zentralisierte Betriebsform die Vorbedingung für die Sozialisierung von Produktion und Zustellung bildet, diese selbst in den vorgeschrittensten Ländern Europas erst ein partielles Faktum, so daß, wenn in Deutschland der Staat in einem nahen Zeitpunkt alle Unternehmungen, sage von zwanzig Personen und aufwärts, sei es behufs völligen Selbst-

betriebs oder theilweiser Verpachtung expropriieren wollte, in Handel und Industrie noch Hunderttausende von Unternehmungen mit über vier Millionen Arbeitern übrig blieben, die privatwirtschaftlich weiter zu betreiben wären.“ Von der Landwirtschaft gar nicht zu reden! „Von der Größe der Aufgabe aber, die dem Staate oder den Staaten mit der Uebernahme jener vorerwähnten Betriebe entstehen würde, wird man sich eine Vorstellung machen, wenn man berücksichtigt, daß es sich in Industrie und Handel um mehrere Hunderttausend Betriebe mit fünf bis sechs Millionen Angestellter . . . handelt.“ Und er schließt daraus: „Halten wir die Thatsache fest, daß für die Sozialisierung von Produktion und Distribution die materielle Vorbedingung, vorgeschrittene Zentralisation der Betriebe, erst zum Theil gegeben ist“ (S. 87).

Im ersten Kapitel seiner Schrift bekämpft er die Auffassung, daß die gesellschaftliche Entwicklung der Menschheit in letzter Linie auf die Entwicklung der Produktion zurückzuführen sei, er erklärt dann den Nachweis der „immanenten ökonomischen Nothwendigkeit des Sozialismus“ für unnötig und unmöglich, und hier versetzt er diesen in die direkteste, sklavischste Abhängigkeit von den ökonomischen Bedingungen! Hier vertritt er selbst plötzlich den Standpunkt, nicht eher, als bis die Anwendung der Produktionsmittel auf allen Gebieten eine gesellschaftliche geworden sei, sei es möglich, der Entwicklung des Eigentums die Richtung zum Sozialismus zu geben. Denn darum, um eine Richtungsänderung der Eigentumsentwicklung handelt es sich und nicht etwa darum, „in einer längeren Nachsichtigung“, wie Viktor Adler mit Recht spottet, sämtliche Betriebe mit mehr als zwanzig Personen auf einmal zu verstaatlichen, wie man nach Bernstein warnendem Hinweis annehmen könnte. Wobei nebenbei bemerkt sei, daß die „mehreren Hunderttausend“ Betriebe mit mehr als zwanzig Personen in Industrie und Handel, die Bernstein zu unserem Entsetzen aufmarschieren läßt, sich bei näherem Zusehen auf wohlgezählte 48956 reduzieren. Unser Statistiker hat offenbar in seinem Eifer nur eine pessimistische Null zu viel gesehen.

Auf statistische Untersuchungen der Frage, wie weit die Welt noch vom Zukunftsstaat entfernt ist, dürfen wir wohl verzichten. Dann bleiben aber von dem ganzen Zahlenmaterial, das Bernstein vorführt, nur die Ziffern der deutschen Berufs- und Betriebszählungen übrig. Deren Sprache ist allerdings eine sehr vernehmliche, sie lassen uns zwar nicht erkennen, wie weit wir noch vom Sozialismus entfernt sind, wohl aber, ob wir uns in der Richtung bewegen, die in der von Marx prognostizierten Weise zum Sozialismus führt.

Wollten wir bloß Bernstein widerlegen, so könnten wir uns die Arbeit sehr erleichtern. Wir brauchen bloß ihn selbst sprechen zu lassen. Noch vor

wenigen Jahren (November 1896) veröffentlichte er einen Artikel über „den gegenwärtigen Stand der industriellen Entwicklung Deutschlands“ in seiner Artikelserie über „Probleme des Sozialismus“, die ihm schließlich so verhängnisvoll werden und damit enden sollte, daß die Art seines Sozialismus selbst problematisch wurde („Neue Zeit“, XV, 1, S. 303 ff.).

Da heißt es:

„Daß in der Industrie die Entwicklung vom kleinen zum großen, vom handwerksmäßigen zum fabrikmäßigen, vom kleinen zum riesenfabriksbetrieb in Deutschland heute den Ton angiebt, leugnet kein Sachkenner. Die kürzlich veröffentlichten Zahlen der Reichsgewerbe- und Berufsstatistik stellen die Tatsache außer Zweifel. Verglichen mit dem zuletzt vorhergegangenen Zählungsjahr 1882 weist, bei einer Bevölkerungszunahme von 14,48 Prozent, die Gruppe B der gezählten Berufsarten (Industrie, Bergbau, Hütten- und Baugesen) im Jahre 1895 folgende Veränderungen in den Zahlen der Erwerbstätigen auf:

	1882	1895	Zunahme (+) oder Abnahme (—)	
			absolut	in Prozenten
Selbständige Geschäftsleiter	1861502	1774461	— 87021	— 4,68
„ Hausindustrielle	339644	287089	— 52555	— 15,39
Technisches Aufsichts-, Kauf- männisches Personal	99076	263747	+ 164671	+ 166,21
Gesellen, Lehrlinge u.	4096243	5855613	+ 1859370	+ 45,39
Zusammen	6896465	8281230	+ 1884765	+ 29,47

„Die Zahlen sprechen für sich selbst. Waren im Jahre 1882 auf je einen Erwerbstätigen zwei Angestellte, so war im Jahre 1895 das Verhältnis 1:2, ein Umstand, der auf den ersten Blick sich als bedeutend ankündigt.

„Dennoch verbergen diese Zahlen dem Unkundigen ihre ganze Bedeutung. Ein Verhältnis von durchschnittlich drei Angestellten auf je einen selbständigen Gewerbetreibenden für das ganze Land läßt noch der Auffassung Spielraum, daß die Großindustrie selbst heute noch bei Weitem von der Kleinindustrie (Handwerk und kleine Fabrik) in Schatten gestellt wird, daß sie wohl eine erhebliche Ausdehnung erlangt haben mag, aber immer nicht so viel, um als die Herrscherin angesehen zu werden. Wenn in dreizehn Jahren, trotz der Riesenschritte, welche die Technik in dieser Zeit gemacht, die Zahl der Selbständigen im Gewerbe Alles in Allem nur 140276 oder noch nicht ganz sechs Prozent abgenommen hat, dann möchte es scheinen, als ob die völlige Zurückdrängung des Handwerks und der kleinen Industrie noch in sehr weitem Maße stehe, als ob den Ersteren auch außer der künstlerischen Arbeit noch sehr bedeutende Domänen vorbehalten seien.“

Was Bernstein hier als Schein bezeichnet, der den Unkundigen zu falschen Schlüssen verleitet, das ist binnen zwei Jahren für ihn zur Wirklichkeit geworden, über die bloß Thoren sich täuschen können, die blind auf die Worte des Meisters schwören.

1896 zählte Bernstein noch selbst zu diesen Thoren, und so besaß er ein scharfes Auge für die Wirklichkeit, die sich unter den Ziffern birgt. Er fuhr fort:

„Indeß sind diese groben Zahlen auch weit davon entfernt, das wirkliche Verhältnis von Groß- und Kleinindustrie zum Ausdruck zu bringen. Sie zeigen nur die äußere Gruppierung des im engeren Sinne industriell thätigen Bruchtheils der Bevölkerung, schweigen dagegen hinsichtlich aller Thatfachen, welche für die Ermittlung der inneren, Umfang, Charakter u. der Produktion betreffenden Beziehungen erfordert sind. Um uns über diese zu unterrichten, brauchen wir nicht nur die noch zu erwartenden Angaben der Berufsstatistik darüber, wie es mit der Verteilung nach Betriebsgruppen in den einzelnen Produktionszweigen steht, sondern auch solche über die Stellung der einzelnen Betriebe in ihrer Produktionsgruppe, über das Verhältnis der Produktionsleistungen und ähnliche Einzelheiten, über welche die Berufsstatistik selbst überhaupt keine Auskunft giebt.“

Er versucht dann „den wirklichen Stand der Dinge“ „annähernd abzuschildern“ an der Hand des Einzelmeisterschen Buches „über die Grenzen der Weiterbildung des fabrikmäßigen Großbetriebes in Deutschland“, und kommt zu dem Resultat:

„Berücksichtigt man die bedeutenden Verschiebungen in der Verteilung der Arbeitstätigen nach Betriebsklassen, wie sie die neueste Gewerbestatistik aufzeigt, hält man dazu die unbestrittene und unbestreitbare Thatfache, daß die Produktivkraft der Arbeit in den großen Betrieben am stärksten gestiegen ist, so wird man die Folgerung nicht zu kühn finden, daß, wenn 1882 gering gerechnet zwischen 47 und 54 Prozent der Gesamtproduktion in Industrie und Gewerbe auf die fabrikmäßige Großindustrie entfiel, der Anteil dieser heute nicht geringer als zwischen 60 und 70 Prozent der Gesamtproduktion sein kann. Zwei Drittel, wenn nicht drei Viertel der gewerblichen Produktion Deutschlands gehören der fabrikmäßigen Großproduktion, dem kollektivistischen Großbetrieb. Die Thatfache wird dem Auge durch tausend Umstände verdeckt, vor allem dadurch, daß ein sehr großer Teil dieser Produkte der großen Industrie Halbfabrikate sind, und ein anderer uns durch Personen vermittelt wird, die nur scheinbar an seiner Herstellung beteiligt, in Wirklichkeit in Bezug auf sie nichts als Händler sind. Aber an ihrer Wichtigkeit scheint kein Zweifel möglich. Ob freilich die kollektivistischen Betriebe, die diesen großen Anteil an der nationalen Produktion tragen, auch schon in ihrer Mehrheit reif sind, der Privatwirtschaft entzogen zu werden, ist eine andere Frage.“

Diese letztere Frage kann nur der Erfolg, keine statistische Untersuchung entscheiden. Von ihr können wir also absehen. Aber was wir festhalten wollen, ist die Thatfache, daß Bernstein selbst vor kurzem noch zu dem Ergebnis kam, die fabrikmäßige Großindustrie, die 1882 erst die Hälfte der nationalen Produktion lieferte, erzeugte dreizehn Jahre später bereits zwei Drittel, wenn nicht drei Viertel derselben. Wenn man das nicht eine rapide Konzentration des Kapitals, eine mit Riesenschritten vorangehende Entwicklung zu sozialistischer oder kollektivistischer Produktion bezeichnen will, dann legt man an historische Zeiträume einen sonderbaren Maßstab an.

Weniger deutlich als durch Vergleichung der Produktmengen kommt dies Fortschreiten des Großbetriebs zum Ausdruck durch Vergleichung der Zahl der Betriebe in den einzelnen Betriebsgrößen und der von ihnen beschäftigten Arbeiter. Aber auch da ist der Fortschritt des Großbetriebs unverkennbar. Man zählte im Gewerbe (Industrie, Handel, Verkehr, Gärtnerei, Fischerei etc.):

	1882	1895	Zunahme in Prozenten
Betriebe mit 1— 5 Personen	2 882 768	2 934 723	1,8
" " 6— 10 "	68 768	118 547	63,1
" " 11— 50 "	43 952	77 752	76,9
" " 51— 200 "	8 093	15 624	93,0
" " 201—1000 "	1 762	3 076	75,8
" " über 1000 "	127	225	100,8
Zusammen	3 005 457	3 144 947	4,6

Während die Gesamtzunahme der Betriebe 4,6 Prozent betrug, vermehrten sich die Kleinbetriebe nur um 1,8 Prozent, die Kleinbetriebe um 100 Prozent. Die Zahl der ersteren nahm zwar noch absolut zu, relativ aber ab. Von je 100 Betrieben entfielen auf die einzelnen Größenklassen

	1882	1895
Betriebe mit 1— 5 Personen	95,9	93,3
" " 6— 10 "	2,3	3,6
" " 11— 50 "	1,5	2,5
" " 51— 200 "	0,3	0,5
" " 201—1000 "	0,0	0,1
" " über 1000 "	0,0	0,0

Der Anteil der Kleinbetriebe an der Gesamtsumme der Betriebe ist also von fast 96 Prozent auf etwas über 93 zurückgegangen.

Freilich erscheint die Prozentzahl der Kleinbetriebe immer noch eine ungeheure. Aber das Bild ändert sich, wenn wir die beschäftigten Personen in Betracht ziehen. Man zählte Personen in den

	1882	1895	Zunahme in Prozenten
Betrieben mit 1— 5 Personen	4 885 822	4 770 689	10,0
" " 6— 10 "	500 097	833 409	66,6
" " 11— 50 "	891 623	1 620 848	81,8
" " 51— 200 "	742 639	1 439 776	93,9
" " 201—1000 "	657 399	1 155 830	75,8
" " über 1000 "	213 160	448 731	110,5
Zusammen	7 840 789	10 269 269	30,9

Die Gesamtzahl der im Gewerbe beschäftigten Personen wuchs um 40 Prozent, die der im Kleingewerbe beschäftigten nur um 10 Prozent, die in den Kleinbetrieben beschäftigten um 110 Prozent. Auch hier also eine relative und zwar sehr bedeutende Abnahme der Kleinbetriebe.

Von je 100 beschäftigten Personen entfielen auf

	1882	1895
Betriebe mit 1— 5 Personen	59,0	46,5
" " 6— 10 "	6,8	8,1
" " 11— 50 "	12,2	15,8
" " 51— 200 "	10,1	14,0
" " 201—1000 "	9,0	11,2
" " über 1000 "	2,9	4,4

Die Kleinbetriebe, die 1882 noch fast zwei Drittel der gewerblichen Bevölkerung umfaßten, enthielten 1895 weniger als die Hälfte derselben.

Aber diese Zahlen geben noch kein vollständiges Bild der sozialen Verhältnisse, die der relative Rückgang des Kleinbetriebs bewirkt. Die Frauen- und Kinderarbeit ist eine Erfindung des Großkapitals, sie wird aber heute am meisten ausgebeutet von den versinkenden Kleinbetrieben, die durch die Auspressung mühsamer und widerstandsunfähiger Elemente sich über Wasser zu halten suchen.

Es ist leider nicht möglich, festzustellen, ob und wie die Frauenarbeit innerhalb der einzelnen Betriebsgrößen zugenommen hat, da die Zählung von 1895 in dieser Beziehung nach anderen Grundsätzen erfolgte, als die von 1882. Aber auch die absoluten Zahlen sprechen deutlich genug. Die Zahl der Lohnarbeiter im Gewerbe betrug 1895 6 871 504, darunter 5 247 897 männliche und 1 623 607 weibliche; 1882 dagegen zählte man im Ganzen 4 226 052, davon 3 433 689 männliche, 792 363 weibliche. Die Gesamtzahl wuchs um 62,6 Prozent, die der männlichen Arbeiter nur um 52,8 Prozent, die der weiblichen um 104,9 Prozent!

Innerhalb der einzelnen Größenklassen aber — es wurden nur die unten angegebenen unterschieden — zählte man Arbeiter 1895:

	Männliche		Weibliche		Zusammen
Kleinbetriebe	1 125 123	66%	539 226	84%	1 714 351
Gehilfenbetriebe mit 1— 5 Personen	1 354 598	68%	636 646	92%	1 991 244
" " 6—20 "	967 578	79%	256 428	21%	1 224 006
" " über 20 "	2 925 721	80%	730 533	20%	3 656 254

Man sieht, wie sehr die Frauenarbeit bei den Kleinbetrieben überwiegt. So wird es auch erklärlich, daß wohl die in den Kleinbetrieben beschäftigten Personen im Ganzen 46,5 Prozent aller gewerblich beschäftigten Personen ausmachten, die in jenen beschäftigten männlichen Personen jedoch nur 43,4 Prozent der männlichen Arbeiter, also erheblich weniger.

Aber auch die Zahl der jugendlichen Arbeiter ist im Kleinbetrieb eine viel größere als im Großbetrieb. Leider ist auch hier eine Vergleichung von 1882 und 1895 unmöglich.

Von den 6871504 Arbeitern des Gewerbes (1895) waren nicht weniger als 603150, 8,8 Prozent, jugendliche. Rechnet man, wie das Reichsstatistische Amt in seinem Bericht thut, die Ehefrauen der Betriebsinhaber von den Arbeitern ab, dann bleiben 6474727, davon 9,1 Prozent jugendliche. Innerhalb der einzelnen Größenklassen aber waren von je 100 Arbeitern jugendliche:

Betriebe mit 1—5 Personen	15,2
„ „ 6—20 „	10,2
„ „ über 20 „	5,9

Die männlichen erwachsenen Arbeiter bilden also im Kleingewerbe einen viel kleineren Bruchteil der Arbeiterchaft, als in der Großindustrie. Das Verhältnis innerhalb der politisch und sozial einschlagenden Elemente des Proletariats verschiebt sich demnach noch rascher zu Gunsten der großindustriellen Arbeiterchaft, als die „groben Ziffern“ der gesammten Arbeiterzahlen innerhalb der einzelnen Betriebsgrößen erkennen lassen.

Dass auch die Konzentration des Kapitals noch rascher fortschreitet, als diese groben Ziffern der Betriebsstatistik auf den ersten Blick annehmen lassen, zeigt sich, wenn man die einzelnen Gewerbszweige unterscheidet.

Vor Allem muß man im Auge halten, daß die Konzentration des Kapitals nicht in allen Gewerbszweigen gleichmäßig vor sich geht. Der Großbetrieb ergreift ein Gebiet nach dem anderen, verdrängt den Kleinbetrieb auf dem einen Gebiet, ohne daß er damit alle kleinen Unternehmer desselben ins Proletariat schleudert. Aus der einen Thätigkeit vertrieben, suchen sie eine neue auf, werden etwa aus Erzeugern einer Waare ihre Verkäufer, werden aus Industriellen Zwischenhändler u. Das Gebiet des Kleinbetriebs verengt sich auf diese Weise immer mehr, ohne daß die Zahl der Kleinbetriebe im Ganzen abzunehmen braucht. Der Fortschritt des Großbetriebs hier, äußert sich durch Zunahme der Kleinbetriebe dort, durch Ueberfüllung der Branche; gehen die Kleinen hier durch die Konkurrenz der Großen unter, so verkommen sie dort durch das Uebermaß der Konkurrenz, die sie untereinander machen; sie geraten dadurch in steigende Abhängigkeit von Kapital, werden zu steigender Spezialisierung der Arbeiten gezwungen und bereiten so den Boden vor für den Großbetrieb, der früher oder später auch auf diesem Gebiete seinen Glanzzug hält.

Vor Allem finden wir die große Thatsache, daß die Konzentration der Betriebe in der Industrie weit mehr vorgeschritten ist, als im Handel und Verkehr, wenn man die Zahl der beschäftigten Arbeiter als Maßstab anlegt — allerdings ein nicht ganz einwandfreier Maßstab, denn im Handel kann ein Unternehmen mit 10—20 Personen bereits ein Großbetrieb sein, während in der Industrie solche Unternehmungen in der Regel noch an der Schwelle des Handels stehen. Aber wir haben andere Ziffern nicht zur Verfügung.

Von je 100 beschäftigten Personen waren 1895:

	In Betrieben mit		
	1—5 Personen	6—50 Personen	über 50 Personen
Industrie, Bergbau, Baugewerbe .	39,9	23,8	36,3
Handel, Verkehr, Gastwirtschaft .	69,7	24,3	6,0

Nur für die Industrie ist die Ausbreitung der Betriebe mit 1—5 Personen als Kleinbetriebe, der mit 6—50 als Mittelbetriebe zulässig; im Handel kann ein Betrieb mit 5 Personen schon einen ansehnlichen Mittelbetrieb, einer mit 50 Personen wird stets einen ausgebreiteten Großbetrieb darstellen.

In der Industrie aber umfassen die Kleinbetriebe nur noch 40 Prozent der beschäftigten Personen. 1882 beschäftigten sie dagegen noch 55 Prozent. Der Rückgang des Kleinbetriebs geht in der Industrie weit rascher vor sich als im Handel. Es betrug die Zunahme (+) resp. Abnahme (—) der beschäftigten Personen von 1882—1895:

	In Betrieben mit		
	1—5 Personen	6—50 Personen	über 50 Personen
Industrie u.	— 24 %	+ 71,5 %	+ 37,2 %
Handel u.	+ 48,9 %	+ 34,1 %	+ 187,8 %

In der Industrie finden wir also eine absolute Abnahme der Personenzahl der kleinen Betriebe. Noch größer ist die Abnahme der Betriebe selbst. Sie betrug nicht weniger als 8,6 Prozent. Während die Kleinbetriebe im gesammten Gewerbe um 51955 zunahmen, verminderten sie sich in der Industrie um 186297.

Gehen wir noch weiter ins Detail. Am meisten entwickelt ist der Großbetrieb, am meisten zurückgebrängt der Kleinbetrieb in folgenden Industriezweigen, in denen von je 100 beschäftigten Personen entfielen:

Industriezweig	Auf Betriebe mit		
	1—5 Personen	6—50 Personen	über 50 Personen
Bergbau	0,7	4,0	95,3
Chemische Industrie	15,7	22,6	61,7
Textilindustrie	26,0	14,8	59,2
Industrie der Maschinen und Instrumente	22,1	18,9	59,0
Papierindustrie	17,7	31,6	50,8
Industrie der Steine und Erden	12,8	42,5	44,7
Industrie der Leuchtstoffe	15,2	45,1	39,7

Dagegen sind noch Domänen des Kleinbetriebs folgende Gewerbszweige, in denen von je 100 beschäftigten Personen entfielen:

Industriezweig	Auf Betriebe mit		
	1—5 Personen	6—50 Personen	über 50 Personen
Tierzucht und Fischerei	68,8	7,9	3,3
Bekleidungs- u. Reinigungsgewerbe	60,4	13,2	6,4
Beherbergungs- und Erquickungs- gewerbe	74,6	24,1	1,3
Handelsgewerbe	70,8	25,2	4,0
Kunst- und Handelsgärtnerei . . .	60,2	31,5	8,3
Künstlerische Gewerbe	58,4	33,8	7,8
Industrie der Holz- und Schnitzstoffe	57,8	29,8	12,6

Aber auch hier beginnt bereits die Konzentration des Kapitals sich geltend zu machen. Es betrug von 1882—1893 die Zu- oder Abnahme der beschäftigten Personen:

Industriezweig	In Betrieben mit		
	1—5 Personen	6—50 Personen	über 50 Personen
Tierzucht und Fischerei	+ 3,7 %	+ 36,1 %	+ 700,9 %
Bekleidungs- u. Gewerbe	- 0,6 %	+ 81,6 %	+ 162,0 %
Beherbergungsgewerbe	+ 70,2 %	+ 138,7 %	+ 429,7 %
Handelsgewerbe	+ 47,4 %	+ 89,5 %	+ 177,6 %
Kunst- und Handelsgärtnerei . . .	+ 63,0 %	+ 141,6 %	+ 40,8 %
Künstlerische Gewerbe	+ 4,2 %	+ 66,9 %	+ 576,1 %
Industrie der Holz- u. Stoffe . . .	- 3,1 %	+ 118,6 %	+ 188,7 %
Gewerbe überhaupt	+ 19,0 %	+ 76,3 %	+ 86,2 %

Also überall, außer in der Kunstgärtnerei, schreitet der Großbetrieb weit rascher vor als der Kleinbetrieb. Wenn wir von der an Personenzahl geringfügigen Gärtnerei absehen, bleiben von den Gewerben, in denen der Kleinbetrieb sich noch breit macht, nur zwei, in denen seine Personenzahl rascher zunimmt, als die Bevölkerung: das Geschäft der Bierwirthe und das der Kleinräumer. „Beim Handelsgewerbe“, sagt die Publikation des Reichsstatistischen Amtes über die Hauptergebnisse der gewerblichen Betriebszählung 1895, „sind es die zahlreichen Krämer, die Händler mit Kolonial-, Eis- und Triantwaren, welche dem Kleinbetrieb eine so bedeutende Rolle hier verleihen. So sind im Waarenhandel, der alle die genannten Gewerbe mit in sich schließt, an Personen thätig:

Im Ganzen	1 103 423
Davon Kleinhändler	817 460
In Betrieben mit 2 Personen	216 730
„ „ „ 3—5 „	276 083
In Kleinbetrieben überhaupt	809 276

„Die starke Vertretung der Kleinbetriebe im Beherbergungs- und Erquickungsgewerbe rührt her von der Masse kleiner Gast- und Schankwirthe, Logis-, Schlafstellenvermiether u. dgl. Es sind in dieser Gewerbegruppe an Personen thätig:

Im Ganzen	579 958
Davon Weinwirthe — Vermieter . .	90 407
In Wirtschaften mit 2 Personen . . .	122 194
„ „ „ 3—5 „	211 176
In kleinen Wirtschaften überhaupt .	482 776

Bemerken wir noch, daß diejenigen Erwerbszweige, die im Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe das Ueberwiegen der Kleinbetriebe verursachen, die Schneiderei, Näherei, Wäscherei und das Friseurgeschäft sind, so haben wir die Elemente jener Zahlen beisammen, welche Bernstein gegen die Marx'sche Theorie aufmarschiren läßt.

Marx bemerkt einmal im „Kapital“: „Herr Professor Moscher will entdeckt haben, daß eine Nähmansell, die während zwei Tagen von der Frau Professorin beschäftigt wird, mehr Arbeit verrichtet, als zwei Nähmansellen, welche die Frau Professorin am selben Tage beschäftigt. Der Herr Professor stelle seine Beobachtungen über den kapitalistischen Produktionsprozeß nicht in der Kinderstube an, und nicht unter Umständen, worin die Hauptperson fehlt, der Kapitalist.“

Um den Marxismus fortzubilden und wissenschaftlicher zu gestalten, gesellt Bernstein zur Kinderstube die Barbierstube und die Kneipe. Dort läßt ja der Konzentrationsprozeß des Kapitals noch etwas zu wünschen übrig. Erinnern wir uns seines Hinweises, die Vorbedingungen des Sozialismus seien in Deutschland noch nicht gegeben, weil im Handel und Industrie noch Hunderttausende von „Unternehmungen“ mit über vier Millionen Arbeitern übrig blieben, die „privatwirtschaftlich weiter zu betreiben“ wären. Wir wissen jetzt, worin die Mehrzahl dieser „Unternehmungen“ besteht. An der Unmöglichkeit der Verstaatlichung der Obstfrauen, Zimmervermieterinnen, Näherinnen, Wäscherinnen u. muß der Sozialismus scheitern! Diese Elemente, sie bilden für Bernstein das festeste Bollwerk des kapitalistischen Eigenthums, an ihnen hat man die Gesetze der kapitalistischen Entwicklung zu studiren und nicht an den Vergewerken, Eisenhütten, Spinnereien, Webereien, Maschinenfabriken u.

Sämmtliche Kleinbetriebe vermehrten sich von 1882—1893 um 51 955.

Dagegen betrugen die Kleinbetriebe in den Gruppen:

	1882	1893	Zunahme
Handelsgewerbe	434 765	603 209	168 424
Beherbergung und Erquickung . . .	103 991	220 655	56 664
Zusammen	598 776	823 864	225 088

Wenn man diese beiden Gruppen vom Gewerbe abzieht, finden wir statt einer Zunahme der Kleinbetriebe um 51 955 eine Abnahme um 175 183.

Das Personal der Kleinbetriebe betrug in den beiden genannten Gruppen:

	1882	1895	Zunahme
Handel	641 676	943 645	301 969
Beherbergung	244 297	432 776	188 479
Zusammen	885 973	1 376 421	490 448

Das Personal aller Kleinbetriebe vermehrte sich in derselben Zeit um 431 847. Rechnen wir dagegen die beiden obigen Gruppen ab, erhalten wir statt einer Zunahme eine Abnahme um 55 481 für den Kleinbetrieb, bei gleichzeitiger Zunahme der Bevölkerung und noch größerer Zunahme des gesamten gewerblichen Personals.

Die Zunahme der Kleinbetriebe im Zwischenhandel und dem Gewerbe der Beherbergung und Erquickung ist aber kein Zeichen der Lebensfähigkeit des Kleinbetriebs, sondern ein Produkt seiner Zersetzung. Die kleinen Krämerläden, kleinen Wirtschaften, Zimmervermietereien u. dergl. bilden zum großen Theil die Zuflucht bankrotter Existenzen oder Mittel, neben der Lohnarbeit des Mannes die Arbeitskraft der Frau zu verwerten. In dem einen wie in dem anderen Falle tragen sie proletarischen Charakter. Ueberdies werden sie immer abhängiger von der proletarischen Kundschaft, denn das zahlungsfähige Bürgerthum deckt seinen Bedarf in den leistungsfähigeren Betrieben. So werden die kleinen Wirthe und Händler immer proletarischer in ihrem Fühlen und Denken. War ehemals die kleinbürgerliche Denkweise bestimmend für das Proletariat, so tritt jetzt immer mehr das umgekehrte Verhältniß ein.

Dazu trägt auch ein anderer Umstand gerade in jenen Gewerbezweigen bei, in denen noch der Kleinbetrieb überwiegt, ein Umstand, der freilich in der Statistik nicht zum Ausdruck gelangt. Diese zeigt nur die technische Betriebskonzentration, nicht die ökonomische. Ja selbst die technische verzeichnet sie nicht vollständig, denn bei der gewerblichen Betriebszählung wurden dort, wo verschiedene Gewerbe zu einem Betrieb vereinigt waren, seine einzelnen Gewerbezweige als besondere Betriebe gezählt. Desgleichen wurden Filialen und Zweiggeschäfte als selbständige Betriebe angesehen. Die Zahl der Betriebe im Allgemeinen ist also thatsächlich kleiner und die der Großbetriebe größer, als die Zählung angiebt.

Die technische Konzentration ist aber nur eine der Formen der ökonomischen; allerdings ihre vornehmste und vollkommenste. Aber Kapitalkonzentration finden wir auch dort, wo ein Kapitalist technisch selbständige Unternehmungen in ökonomische Abhängigkeit von sich bringt, sie in seinen Dienst zwingt. Wir erinnern z. B. an die Hausindustrie. Nun sehe man sich die oben angeführte Reihe der Gewerbezweige an, in denen der Kleinbetrieb über-

wiegt; man findet, daß es gerade jene sind, in denen die ökonomische Unselbständigkeit der Kleinbetriebe besonders hoch entwickelt ist. So ist die Hausindustrie stark verbreitet in der Industrie der Holz- und Schnitzstoffe (Tischlerei, Korbflechterei, Strohhutflechterei, Drechslerei, Spielwaarenfabrikation u. dergl.) und namentlich in den der Bekleidung und Reinigung dienenden Gewerben (Kleider- und Wäscheconfection, Putzmacherei, Handschuhmacherei, Schuhmacherei, Wäscherei und Plätterei u.) Diese Kleinbetriebe sind für die Statistik selbständige Betriebe, für den Oekonomisten sind ihre Inhaber nicht Besitzer ihrer Produktionsmittel, sondern die gedrücktesten, am erbärmlichsten bezahlten Lohnarbeiter.

Aber auch im Zwischenhandel und dem „Erquickungsgewerbe“ geht ein ähnlicher Prozeß vor sich, der die einzelnen nominellen Geschäftsinhaber immer mehr in thatsächliche Agenten und Lohnarbeiter einiger Großkapitalisten verwandelt. Die Gastwirtschaften werden immer abhängiger von den großen Branereien, die ihnen vielfach nicht bloß das Bier, sondern das gesamte Inventar vorschicken; überdies werden immer mehr Bierhallen und Restaurants direktes Eigenthum der Branereien. Die Wirthe werden von den Branereien angestellte Pächter. Ähnliches geht im Waarenhandel vor sich. Wir haben augenblicklich keine Ziffern aus Deutschland bei der Hand, um diese allgemein bekannte Thatsache zu belegen. Aus London theilt Macrosty in einem Artikel der „Contemporary Review“ mit, „daß die billigen Restaurants Londons in der Hand von vier bis fünf Firmen sind. In der gleichen Lage ist der Londoner Milchhandel, Apotheker und Zigarrenhändler haben das gleiche Schicksal. Eine Gesellschaft allein besitzt hundert Zigarrenläden“ (Londoner „Socialdemocrat“, Mai 1899). Von dieser Entwicklung weiß uns Bernstein nichts zu berichten. Er weist nur darauf hin, daß in England die Zahl der Ladengeschäfte 1875—1886 von 295 000 auf 366 000 stieg.

Bernstein hält uns die Hunderttausende von kleinen Betrieben vor, die auch nach Expropriation der großen noch privatrechtlich fortzubestehen wären. Wie viele von den 200 000 kleinen Betrieben der Gruppe Beherbergung und Erquickung würden wohl thatsächlich vom Staatsbetrieb abhängig, wenn man allein die 300 größten Branereien mit mehr als 50 Personen, welche man 1895 in Deutschland zählte, verstaatlichte? Und daß die Verstaatlichung der Tabakproduktion u. d. Tabakhandels sich sehr gut mit Tausenden kleiner Zigarrenläden verträgt, weiß in den Ländern des Tabakmonopols jedes Kind. Die Bergesellschaftlichung der Produktion setzt keineswegs die Vorrückung des Großbetriebs auf allen Gebieten voraus.

Es bleiben uns als Gewerbe, in denen der Kleinbetrieb noch einigermaßen stark, zu untersuchen die Metallverarbeitung, die Lederindustrie, die

Industrie der Nahrungs- und Genussmittel, das Baugewerbe und das Verkehrsgewerbe. Vom Versicherungsgewerbe mit seinen 22 000 Personen können wir wohl absehen.

Für diese liegen uns folgende Zahlen vor:

Industriezweig	Von je 100 Personen entfielen auf Betriebe mit Personen			Relative Zunahme oder Abnahme der Personenzahl in Prozenten von 1882—1895 in Betrieben mit			
	1—5	6—50	über 50	1—5	6—50	über 50	
Metallverarbeitung	1882	62,8	18,7	18,5	— 1,2	+ 88,4	+ 131,3
	1895	44,6	24,6	30,8			
Relat. Zu- oder Abnahme		— 18,2	+ 5,9	+ 1,23			
Lederindustrie	1882	62,9	21,3	15,8	+ 6,2	+ 54,2	+ 104,5
	1895	50,6	21,9	21,5			
Zunahme oder Abnahme		— 12,3	+ 3,6	+ 8,7			
Industrie der Nahrungs- u. Genussmittel	1882	60,8	19,6	20,1	+ 18,0	+ 67,6	+ 66,0
	1895	51,9	28,9	24,2			
Zunahme oder Abnahme		— 8,4	+ 4,3	+ 4,1			
Baugewerbe	1882	46,0	36,1	17,9	+ 15,3	+ 114,6	+ 264,9
	1895	27,0	39,6	33,4			
Zunahme oder Abnahme		— 19,0	+ 3,5	+ 15,5			
Verkehrsgewerbe	1882	64,1	17,3	18,6	+ 10,8	+ 37,6	+ 97,0
	1895	54,0	18,0	28,0			
Zunahme oder Abnahme		— 10,1	+ 0,7	+ 9,4			

In allen diesen Gewerbszweigen finden wir eine starke relative Abnahme der Personenzahl des Kleinbetriebs. In der Metallverarbeitung ist sie sogar eine absolute. Sehr entspricht dort noch eine stärkere Abnahme der Betriebszahl. Während die Personenzahl der Kleinbetriebe sich um 1,2 Prozent (3401) verringerte, nahmen die Kleinbetriebe selbst um 7,6 Prozent (11 889) ab. In den anderen der obigen Gewerbszweige hat der Kleinbetrieb absolut zugenommen, aber längst nicht in dem Maße, wie die Mittel- und Großbetriebe. Namentlich im Baugewerbe, das doch als ein Hort des Handwerks betrachtet wird, ist die relative Abnahme der Kleinbetriebe eine auffallende.

Beim Verkehrsgewerbe ist die Anzahl des Personals der Kleinbetriebe deshalb eine relativ so starke, weil die größten Betriebe — Eisenbahnen, Telegraphen, Post — von der Gewerbezählung ausgeschlossen blieben. Uebrigens wurden öffentliche Betriebe, die nicht gewerbemäßig betrieben werden,

nicht mitgezählt, so Gemeindeanstalten für Wasserversorgung, Abfahrbahnen, Schlachthäuser u. s. w., also gerade Betriebe, die zu den größten ihrer Art gehören.

Das Verkehrsgewerbe enthält aber nicht bloß Kleinbetriebe, die ungezählt blieben, sondern auch zahlreiche Zwergebetriebe, die ökonomisch bedeutungslos sind und kaum den Namen von Unternehmungen verdienen. Von den 3945 Zeichenbestattungs- und Todtengräberbetrieben sind 3674 Kleinbetriebe, von den 10514 Dienstmanns- und Lohndiener- „Betrieben“ 10200 Kleinbetriebe, von 18 737 des Personensfuhrwerks und der Posthalterei 9532. Sollen wir also neben den Obstfrauen, Zimmervermietherinnen und Friseurinnen auch die Todtengräber, Dienstmänner und Droschkentreiber zu der Armee der Hunderttausende von Kleinbetrieben zählen, die sich dem Sozialismus brühen in den Weg stellt?

Nur die Industrie der Nahrungs- und Genussmittel scheint dem Kleinbetrieb günstig zu sein. Hier ist seine absolute Zunahme unter den zuletzt betrachteten Gewerbszweigen am größten und — ein Ausnahmefall, der nur in der Gläzerei wiederkehrt — der Großbetrieb in langsamerer Zunahme begriffen als der Mittelbetrieb.

Aber von der Million Personen, welche auf diese Gruppe entfallen, gehören 153 080 der Tabakfabrikation an; hier ist der Kleinbetrieb kapitalistisch ausgebeutete Hausindustrie. Andererseits haben wir hier die Brauerei mit 97 682 Personen und die Zuckerfabrikation mit fast ebenso vielen (95 162). Diese sind Domänen des Großbetriebs. Ebenso ist dieser rasch im Vordringen auf dem Gebiet der Mälerei (110 267 Personen). So bleiben unter den größeren Berufsgruppen dieser Gruppe nur die Bäckerei (mit der Konditorei 261 916 Personen) und die Fleischerei mit 178 873 Personen als Domänen eines selbständigen Kleinbetriebs. Aber dieselbe Ursache, die den Kleinbetrieb in diesen beiden Gewerben begünstigt, ihre Monopolstellung auf einem enghetrenzten lokalen Markte, erzeugt so viele Mißstände, die immer lauter nach Abhilfe durch Vergesellschaftlichung schreien, daß diese die beiden unbestrittensten Domänen des Kleinbetriebs früher verschlingen kann als manchen Gewerbszweig, in dem der Großbetrieb stärker vorherrscht. Die Entwicklung des Konsumvereinswesens und kommunaler Sozialpolitik dürfte auf diesem Gebiet rasch aufräumen.

In der Fleischerei haben die kommunalen Schlachthäuser bereits vorgearbeitet und die wichtigsten Funktionen des Fleischers sozialisiert. Aber selbst wenn dieser Prozeß nicht fortschritte, würde die Entwicklung zum Großbetrieb vor Fleischerei und Bäckerei nicht halt machen. Auch hier beginnt die Konzentration des Kapitals sich geltend zu machen. Man fand bei der Berufszählung in der

		Selbständige	Lohnarbeiter	Von je 100 be- schäftigten Personen waren Selbständige
Wälderei	1882	74 283	109 047	40,5
	1895	84 605	168 992	34,1
Fleischerei	1882	60 634	69 907	46,4
	1895	69 277	107 894	39,2

Man fasse alle diese Ziffern zusammen und frage sich dann, ob Bernstein ein Recht hat, zu behaupten, daß von Marx gezeichnete Bild der kapitalistischen Konzentration entspreche nicht der Wirklichkeit (S. 47), es sei einseitig, die Ausbreitung und Ausdehnung der Großbetriebe stelle nur die eine Seite der wirtschaftlichen Entwicklung dar (S. 60). Wenn je eine Theorie eine glänzende Bestätigung fand, so die Marxsche in den Zahlen der deutschen Berufs- und Betriebszählungen. Bernstein aber, der jene Theorie mit vollster Ueberzeugung verfocht, so lange sie durch diese Zahlen nicht bestätigt war, fängt in dem Moment an, an ihr zu zweifeln, wo es am offenkundigsten wird, daß sie der getreue Spiegel der Wirklichkeit ist.

Aber die Landwirtschaft? Bedeutet sie nicht den Bankrott der Marxschen Theorie?

Da liegt die Sache allerdings nicht so klar wie im Gewerbe. Noch 1864 rief Marx in der Inauguraladresse der Internationalen Arbeiterassoziation den Arbeitern zu: „Schlagt die amtlichen Listen (Englands) von 1861 auf und Ihr werdet finden, daß die Anzahl der Grundeigentümer in England und Wales von 16 934 Personen im Jahre 1851 auf 15 066 im Jahre 1861 zusammengekommen ist, so daß die Konzentration des Grundbesitzes in 10 Jahren um 11 Prozent zugenommen hat. Wenn die Vereinigung des gesamten Grundbesitzes in den Händen Weniger in diesem Verhältnis fortschreiten sollte, so wird allerdings dadurch die Grund- und Bodenfrage sehr vereinfacht werden.“

Zu dieser Vereinfachung sollte es jedoch nicht kommen. Eine Reihe von Umständen, die eintreten, seitdem obige Zeilen geschrieben worden, vor allem die überseeische Lebensmittelkonkurrenz und die allgemeine Landflucht der Landarbeiter hemmen die Konzentration des Grundbesitzes wie die der landwirtschaftlichen Betriebe. Statt sich zu vereinfachen, kompliziert sich die Agrarfrage immer mehr, wird die verwickelteste und schwierigste unter den Fragen, an deren Lösung zu arbeiten die Sozialdemokratie berufen ist.

Aber Folgendes, glauben wir, kann man mit Bestimmtheit behaupten. Wie immer die agrarischen Verhältnisse sich entwickeln mögen, die Landbevölkerung wird immer weniger die gesamte soziale Entwicklung beein-

flussen, schon deswegen, weil sie an Zahl relativ, hin und wieder sogar absolut, zurückgeht. Das ist ein notwendiger Prozeß nicht bloß in den Industrieländern, welche Industrieprodukte für den Export produzieren und dafür unter anderem Lebensmittel und Rohstoffe eintauschen. Die ganze ökonomische Entwicklung strebt dahin, dem Landwirt eine Funktion nach der anderen abzunehmen und der waarenproduzierenden Industrie, namentlich der Großindustrie, zuzuwenden. Sie ruiniert zuerst die dem Selbstgebrauch dienende Hausindustrie des Bauern; er verspinnt nicht mehr seinen Flach und seine Wolle, bereitet nicht mehr den Hausstraw aus eigenen Früchten u. s. w. Nach seiner Produktion für den Selbstgebrauch kommt die für den Markt daran; auch sie fällt eigenen Gewerben zu. Die Milch seiner Kühe wird nicht mehr auf dem Hofe verbuttert, sondern in der Molkerei; der Wein wird nicht mehr im Keller des Winzers trinkreif, sondern in dem des Weinhändlers. Schließlich kommt die Industrie gar so weit, sogar Rohprodukte zu erzeugen oder zu ersehen, die der Landwirt produzierte. Sie verdrängt die Farbpflanzen durch Produkte des Steinkohlentheers, sie erlaubt in der Wein- und Biererzeugung an Trauben und Hopfen zu sparen, sie setzt an Stelle haferberzehrender Pferde Fahrräder, Automobile, elektrische Bahnen und Pflüge u. s. w. Dazu kommt, daß in der Agrarkultur selbst die Maschine, der künstliche Dünger, Drainierung und andere Behelfe Eingang finden, die der Industrie entstammen. Ein Teil, und zwar ein immer größerer Teil der in der Landwirtschaft tätigen Kräfte und der bisher von der Landwirtschaft erzeugten Produkte wird durch die Industrie erzeugt. Alles das muß bewirken, daß in den modernen Ländern die landwirtschaftliche Bevölkerung immer mehr zurückgeht.

In Deutschland ist das in solchem Maße der Fall, daß, vom Standpunkt der Gesamtgesellschaft aus gesehen, die der Konzentration entgegenwirkenden Momente dadurch völlig überwunden werden.

Von je hundert Erwerbstätigen waren im Deutschen Reich:

	Selbständige		Gehilfen	
	1882	1895	1882	1895
Landwirtschaft . . .	27,73	30,98	72,22	69,02
Industrie	34,41	34,90	65,59	75,10
Handel	44,67	36,07	55,33	63,93
Im Ganzen	32,03	28,94	67,97	71,06

Trotzdem also in der Landwirtschaft die Zahl der Selbständigen erheblich zunahm, verringerte sie sich doch bedeutend für die Gesamtheit, einmal in Folge des fortschreitenden Konzentrationsprozesses in Handel und

Industrie und dann der absoluten Abnahme der Landbevölkerung. Diese zählte 1882 noch 19 225 455 Köpfe, darunter 8 236 496 Erwerbstätige, 1895 dagegen nur noch 18 501 807, darunter 8 292 692 Erwerbstätige. Im gleichen Zeitraum stieg die Gesamtheit der Bevölkerung von 45 200 000 auf 51 800 000, die der Erwerbstätigen von 19 Millionen auf 23 Millionen. Die landwirtschaftliche Bevölkerung machte 1882 noch 42,5 Prozent der Gesamtbevölkerung aus, 1895 nur noch 35,7, die Zahl der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft 1882 43,4 Prozent aller Erwerbstätigen, 1895 bloß 36,2.

Uebrigens aber sind die Zahlen, welche die Zunahme der Selbständigen in der Landwirtschaft anzeigen, keine einwandfreien, wie sich zeigt, wenn man ins Detail geht. Man zählte:

Personen, welche Landwirtschaft im engeren Sinne im Hauptberuf ausüben	1882	1895	Zunahme oder Abnahme
Selbständige	2252581	2522589	+ 270008
Angestellte	47465	73173	+ 29513
Arbeiter insgesamt	5768970	5445924	— 318046
Davon Familienangehörige, in der Wirtschaft mitthätig . .	1934615	1898867	— 35748
Knechte und Mägde	1589088	1718865	+ 129797
Tagelöhner mit Land	806493	382872	— 498621
„ ohne „	1373774	1445800	+ 71534
Zusammen	8063966	8015441	— 18625

Anfällend bei diesen Zahlen ist die enorme Abnahme der Tagelöhner mit Land, die binnen 13 Jahren um weit mehr als die Hälfte abgenommen haben sollen! In der That muß die Reichsstatistik zugeben, daß diese Abnahme wenigstens zum Theil nur eine scheinbare ist, darauf beruhend, daß die Zählung 1895 nach einer etwas anderen Methode erfolgte, als 1882.

1882 fielen unter die Rubrik a T die Tagelöhner, die zugleich selbständige Landwirtschaft betrieben. Dabei aber „erfuhr man nicht, ob diese Leute im Hauptberuf selbständig waren oder nur nebenbei tagelöhneren, wie z. B. die Heuerleute, oder ob sie umgekehrt der Hauptsache nach Tagelöhner waren und nur als selbständige Landwirthe im Nebenberuf geführt waren“. (Die berufliche u. Gliederung des deutschen Volkes. Statistik des Deutschen Reichs, N. F., Bd. 111, S. 58.) In der Zählung von 1895 wurden dagegen beide Elemente streng getrennt und daher eine Anzahl von Landwirthen den Selbständigen zugerechnet, die 1882 auf die Liste der Tagelöhner gesetzt worden. Daher „erscheint die Zahl der Selbständigen 1882 etwas zu niedrig“ (a. a. O., S. 6), aber dementsprechend auch die der Lohnarbeiter zu hoch.

Der ganze Vorgang ist bezeichnend dafür, wie sehr auf dem Lande die Grenzen von Lohnarbeit und selbständiger Landwirtschaft ineinander überfließen.

Es läßt sich heute nicht mehr feststellen, nur wie viel 1882 die Selbständigen zu schwach, die Arbeiter zu stark erschienen, unbeträglich dürften die Differenzen zwischen Zählung und Wirklichkeit nicht sein, wenn wir erwägen, daß von 1882 bis 1895 die Zahl der Knechte und der Tagelöhner ohne Land zunahm, indeß gerade die Zahl der Tagelöhner mit Land eine so schreiende Abnahme aufweist. Rechnen wir 1882 wie 1895 die letzteren zu den Selbständigen, dann erhalten wir 1882 die Summe von 3 119 024, 1895 dagegen von 2 905 411, also statt der Zunahme von 270 008 eine Abnahme von 213 613; dagegen beträgt die Summe der Knechte und Mägde, die nicht Familienangehörige sind, und der Tagelöhner ohne Land 1882 2 962 862 und 1895 3 164 185, also eine Zunahme von 201 323.

Die Zahl der echten Proletarier hat demnach zugenommen; dagegen ist die Zahl der Selbständigen sammt den zwischen ihnen und dem Proletariat liegenden Zwischenschichten im Abnehmen, ohne daß sich deutlich erkennen ließe, ob diese Abnahme mehr auf Kosten der ersteren als der letzteren vor sich geht. Jedenfalls deuten diese Zahlen auf eine Verschärfung der sozialen Gegensätze auch in der Landwirtschaft hin.

Die Bewegung ist aber eine langsamere, die Verschiebungen weniger bedeutend als in Handel und Industrie.

Auch wenn wir zur Betriebsstatistik übergehen, finden wir nur unmerkliche Verschiebungen in den einzelnen Größtenklassen verzeichnet, und zwar verschiedene in den verschiedenen Ländern, ja Landestheilen. So verändert sich die landwirtschaftlich benutzte Fläche:

In Deutschland von 1882—1895			In Frankreich 1882—1892		
Größtenklasse			Größtenklasse		
unter 2 Hektar	— 17494 Hektar		unter 1 Hektar	+ 243420 Hektar	
2—5	— 95791		1—5	— 108484	
5—20	+ 563477		5—10	— 13140	
20—100	— 39933		10—40	— 532243	
über 100	+ 45539		über 40	+ 197299	

In England 1885—1895

Größtenklasse		
1—5 Acres (0,40—2 Hektar)	— 22955 Acres	
5—20	+ 10860	
20—50	+ 40449	
50—100	+ 138683	
100—300	+ 317429	
300—500	— 127223	
über 500	— 226807	

In Frankreich ist also die Entwicklung eine ganz andere als in Deutschland und England. In jenen beiden Ländern gewinnen die Mittelbetriebe am Boden, in Frankreich die kleinsten, proletarischen, und die großen, kapitalistischen.

Innerhalb Deutschlands selbst finden wir dort, wo der Großbetrieb vorherrschend, die Tendenz zu seinem Rückgang, und dort die Tendenz zu seinem Vordringen, wo er geringfügig, also in Ostelbien die erstere, in Südb- und Westdeutschland die letztere Tendenz.

Von je 100 Hektar landwirtschaftlich benutzter Fläche des betreffenden Staates und Landesheils entfielen auf die Betriebe mit mehr als 100 Hektar:

	1882	1896	
Ostpreußen	38,60	39,47	+ 0,87
Westpreußen	47,11	43,66	— 3,45
Brandenburg	36,32	35,24	— 1,08
Pommern	57,42	55,13	— 2,29
Posen	55,37	52,19	— 3,18
Schlesien	34,41	33,86	— 0,55
Mecklenburg-Schwerin	59,89	59,95	+ 0,06
Mecklenburg-Strelitz	60,89	60,68	— 0,21

Also mit Ausnahme von Ostpreußen und Mecklenburg-Schwerin überall eine Abnahme. Dagegen in:

	1882	1896	
Hannover	6,92	7,14	+ 0,22
Westfalen	4,77	5,80	+ 0,53
Hessen-Nassau	6,69	7,34	+ 0,65
Rheinland	2,67	3,51	+ 0,84
Bayern	2,26	2,57	+ 0,31
Württemberg	2,00	2,14	+ 0,14
Baden	1,60	3,06	+ 1,26
Elß-Lothringen	7,01	7,38	+ 0,07

Die anderen Staaten zeigen entweder gar keine Verschiebungen (Sachsen, Hessen) oder sind zu klein, um brauchbare Resultate zu ergeben. Bemerkenswert sind überall im Süden und Westen die Plus. Wo die bäuerliche Wirtschaft vorherrscht, finden wir eine, wenn auch schwache Tendenz zum Vordringen des Großbetriebs. Wo der große Grundbesitz vorherrscht, wiegt die Tendenz zum Verkleinern der Betriebsfläche vor. Dies ist aber keineswegs gleichbedeutend mit Verkleinerung des Betriebs. Wir finden in Ostelbien heute zwei Tendenzen wirkend: einmal die nach Intensifikation des Betriebs, also Verstärkung seines kapitalistischen Charakters. Für intensive Wirtschaft sind aber viele der ostelbischen Güter zu groß; überdies fehlt es den Besitzern an Kapital. Das nötige Geld wird gewonnen und die Gutssfläche entsprechend gestaltet durch Verkauf der Ländereien, die vom Gutsmittelpunkt weiter abgelegen sind, an kleine Landwirthe.

Aber dieselbe Entwicklung der Kommunikationsmittel, welche die ostelbische Landwirtschaft der Konkurrenz einer höher entwickelten aussetzt und diese dadurch zur Intensifikation des Betriebs zwingt, entführt ihr die notwendige Vorbedingung dazu, die Arbeiter. Daher die Versuche, diese an die Scholle zu fesseln durch Gewährung von Rentengütern und ähnlichen Einrichtungen. Daher aber auch der Bankrott des Großbetriebs dort, wo dies nicht gelingt. In dem einen wie in dem anderen Falle haben wir wieder Parzellierung von großem Grundbesitz. Es ist also gerade die Entwicklung zu modernem kapitalistischem Betrieb, die in Ostelbien die Vermehrung der Kleinbetriebe begünstigt, die Fläche der Großbetriebe einschränkt.

Nichts weist darauf hin, daß wir dem Untergang des Großbetriebs, aber auch nichts, daß wir einer Aufzäumung der Kleinbetriebe entgegengehen. Keine der einzelnen Betriebsgrößen gewinnt entschieden und allgemein an Boden. Ein Rückgang hier wird paralytisch durch ein Fortschreiten dort.

Wenn wir bloß die Statistik der Bodenflächen betrachten, dann hat es den Anschein, als entwickle sich die Landwirtschaft gar nicht, als stehe sie still. Aber auch sie macht eine Entwicklung durch und zwar in der Richtung wachsender Abhängigkeit von der Industrie.

Das Ideal eines selbständigen Kleinbetriebs, die Wirtschaft einer Bauernfamilie, die ohne Lohnarbeiter alles Wesentliche produziert, was sie braucht, ist dahin; noch im Anfang des unseres Jahrhunderts war diese Wirtschaftsform in Europa die herrschende, heute ist sie so gut wie völlig verschwunden.

An Stelle des Bauern, der Landwirth und Handwerker in eigener Person ist, tritt der Bauer, der nur noch Landwirth ist, und in der Landwirtschaft selbst finden wir immer größere Spezialisierung der Baare, die der einzelne Betrieb für den Markt produziert; der Bauer wird immer abhängiger vom Markt, das heißt von der Gesellschaft, seine Arbeit wird immer mehr ein Theil des großen gesellschaftlichen Arbeitsprozesses, den die Baarenproduktion darstellt, eines Prozesses, der von der Industrie beherrscht wird.

An Stelle des Bauern, der bloß mit den Kräften der Familie und nur für sich arbeitet, tritt auf der einen Seite der Bauer, der mit gebundenen Lohnarbeitern schafft, auf der anderen Seite der Zwergbauer, dessen Betrieb nur noch ein Anhängsel des Haushalts ist, der sein Einkommen aus dem Verkauf seiner Arbeitskraft zieht, indem er Lohnarbeiter in der Land- oder Forstwirtschaft wird, Wandergänger oder Hausindustrieller, oder schließlich Arbeiter in einem jener großindustriellen Betriebe, die immer mehr auf's flache Land vordringen. So gerathen die Zwergbauern wie die größeren Bauern in steigende Abhängigkeit von der Industrie. Das wird durch folgende Ziffern

betrachtet, welche die Durchschnittszahlen für das Reich und die größeren Bundesstaaten, sowie die Zahlen für einige Regierungsbezirke geben. Zunächst die ersteren: Von 100 Inhabern landwirtschaftlicher Betriebe sind hauptberuflich thätig:

	Selbständige Landwirthschaft	Lohnarbeit			Insgesamt
		Landwirthschaft	Sakurrie	Gesamte	
Deutsches Reich . . .	44,06	12,90	14,23	3,06	31,00
Preußen	40,62	16,39	15,82	4,19	36,40
Bayern	64,79	5,19	6,02	2,20	13,41
Sachsen	39,54	4,63	19,34	4,56	28,53
Württemberg	59,53	0,53	7,80	2,82	13,65
Baden	59,80	8,69	10,38	3,21	17,28
Hessen	41,89	8,79	13,34	4,21	26,34
Elb-Lothringen . . .	52,35	6,51	14,59	3,46	24,56
Nun einige Regierungsbezirke:					
Reg.-Bez. Magdeburg .	25,85	22,88	20,73	5,30	48,91
" Merseburg . . .	29,13	17,78	24,79	4,07	46,59
" Erfurt	32,87	11,59	17,32	4,30	33,21
" Hildesheim . . .	26,08	14,88	22,41	7,65	44,44
" Münster	44,40	5,67	20,51	3,70	29,88
" Arnberg	16,19	3,69	45,43	6,15	55,27
" Düsseldorf . . .	21,11	5,74	31,95	5,14	42,83

Außerhalb Preußen finden wir innerhalb Bayerns die meisten industriellen Lohnarbeiter als Inhaber landwirtschaftlicher Betriebe in der Pfalz (14,11 Prozent aller Betriebsinhaber gegen 47,57 Prozent selbständige Landwirthe und 6,06 Prozent Landarbeiter); in Sachsen in der Kreishauptmannschaft Dresden (22,15 Prozent aller landwirtschaftlichen Betriebe im Besitz von Industriearbeitern gegen 34,51 Prozent selbständige Landwirthe und 9,16 Prozent Landarbeiter), in Württemberg im Neckarkreis (8,75 Prozent gegen 58,73 Prozent und 3,14 Prozent), in Baden im Bezirk Karlsruhe (14,28 Prozent gegen 60,43 Prozent und 2,16 Prozent), in Hessen in der Provinz Starkenburg (19,20 Prozent gegen 37,69 Prozent und 8,41 Prozent). Bemerkenswerth durch das Ueberschreiten der Industriearbeiter als Inhaber landwirtschaftlicher Betriebe über die selbständigen Landwirthe sind unter den kleineren Staaten:

	Selbständige Landwirthe	Industriearbeiter
Braunschweig . . .	21,77 Prozent	25,32 Prozent
Anhalt	20,07 "	28,06 "
Meuß u. S.	29,34 "	31,18 "
Schaumburg-Lippe .	29,54 "	30,08 "
Lippe	31,06 "	38,86 "

Man sieht, wie irrtümlich es ist, jeden Inhaber eines landwirtschaftlichen Betriebs als Bauern zu rechnen. Die Bauern bilden nicht nur die Minderheit der landwirtschaftlichen Bevölkerung, deren Erwerbsthätige in 31 Prozent Selbständige und 69 Prozent Lohnarbeiter zerfallen, sie bilden auch nicht die Mehrheit der Inhaber der landwirtschaftlichen Betriebe im Reiche (selbständige Landwirthe bloß 45 Prozent); sie sind in industriellen Gegenden sogar weniger zahlreich als die landwirtschaftlichen Betriebe besitzenden Lohnarbeiter der Industrie.

Von 5558317 landwirtschaftlichen Betrieben waren 1895 nur 2499130 im Besitze selbständiger Landwirthe. Die Zahl der selbständigen Landwirthe mit einem Nebenerwerb betrug 504164. Es ist also eine kolossale Uebertreibung, wenn Bernstein von „über fünf Millionen“ landwirtschaftlichen Betrieben „privatwirtschaftlichen Charakters“ spricht, die übrig blieben, wenn man alle Betriebe von über 20 Hektar verstaatlichte. Circa drei Millionen der landwirtschaftlichen Betriebe sind bloße Anhängsel der Haushaltung, dienen nicht oder nicht in erheblichem Maße der Waarenproduktion, also der „privatwirtschaftlichen“ Produktion. Der Sozialismus bedeutet die Organisation der gesellschaftlichen Arbeit, also der Waarenproduktion. Die Organisation der Arbeiten des privaten Haushalts ist nicht eines der nächsten Probleme für ihn. Ebenso wenig wie an den „Unternehmungen“ der Obstfrauen, Friesen und Kastanienbräter wird der Sozialismus an den Krautgärten und Kartoffelfäckern der ländlichen Industriearbeiter und der Landarbeiter scheitern.

Aber bleiben nicht immer noch über zwei Millionen Betriebe, die man als bäuerliche bezeichnen kann? Allerdings, indeß auch sie gerathen in eine steigende Abhängigkeit vom Großbetrieb, wenn auch in anderer Weise wie die Zwergbauern.

Eine der auffallendsten Erscheinungen der modernen ökonomischen Entwicklung ist der Rückgang der Grundrente, ja oft auch des landwirtschaftlichen Profits, der Rentabilität der Landwirtschaft. Um so dringender wird es für den landwirtschaftlichen Unternehmer, das Betriebsdefizit durch eine profitablere Erwerbsthätigkeit zu decken, und er findet als solche die Industrie, landwirtschaftliche Industrie, der er die Produkte seiner Landwirtschaft als Rohmaterial zuführt.

In derselben Richtung treibt ein weiteres Moment, die wachsende Leutenoth. Die Landwirtschaft verliert die Kraft, ihre Arbeiter an die Scholle zu fesseln und die Industrie bietet diesen eine kulturell höhere Existenz als jene. Nur das Einwurzeln einer Industrie vermag die Lohnarbeiter auf dem flachen Lande zurückzuhalten.

Die Vereinigung von Landwirtschaft und Industrie wird daher immer mehr eine Lebensfrage für die erstere; nachdem der Großgrundbesitz voran-

gegangen, bestreben sich jetzt auch die kleineren Betriebe, vermöge der Genossenschaften der Vortheile dieser neuen Betriebsform theilhaftig zu werden.

Die Industrie, als die profitablere, modernere Produktionsweise, erweist sich in dieser Verbindung aber als der stärkere Faktor, die Landwirtschaft wird immer abhängiger von ihm, und da in der landwirtschaftlichen Industrie dieselbe Konzentrationstendenz herrscht, wie in jeder anderen, geräth auf diesem Wege auch die Landwirtschaft in das Bereich der gleichen Tendenz.

Aus der Statistik der Betriebsflächen läßt sich das freilich nicht erkennen. So wie sie keinen Unterschied macht zwischen dem kapitalistisch ausgebeuteten Handindustriellen und dem selbständigen Handwerker, der Kleinarbeit verrichtet, so läßt sie auch nicht erkennen, ob ein bäuerlicher Betrieb noch völlig selbständig ist oder nur mehr ein Theil eines großen gesellschaftlichen Betriebs. Trotzdem ist die Tendenz nach wachsender Abhängigkeit der landwirtschaftlichen von industriellen Betrieben eine so starke und offenkundige, daß sie eines Beweises gar nicht mehr bedarf.

Wenn sich nach Ausschreibung der nicht selbständigen Landwirthe die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe, die in einer sozialistischen Gesellschaft „privatwirtschaftlich“ weiter zu betreiben wären, von fünf auf zwei Millionen reduziert, so würde die Zahl der letzteren wieder merklich sinken, wenn man alle jene ausschließt, die von einem industriellen Betrieb abhängig sind. Wenn man die 400 Zuckerrüben verstaatlicht, so bringt man damit auch die 113 244 Betriebe, die Zuckerrüben anbauen, in vollste ökonomische Abhängigkeit von der Staatswirtschaft. An genossenschaftlichen und Sammelmarken sind 148 082 Betriebe betheiligt. Wie viele Produzenten von Milch, Gemüse, Fleischen sind heute nur noch Theilarbeiter der großen Konservenzfabriken u. s. w. ! Daneben sind jene landwirtschaftlichen Betriebe in Betracht zu ziehen, die nicht in direkter ökonomischer Verbindung mit einem bestimmten Industriebetrieb stehen, die aber in ihrem Bestand von einem bestimmten Industriezweig abhängen. Sobald diese reif werden zur Verstaatlichung, müssen jene, wenn auch nicht juristisch, so doch thatsächlich ihnen folgen. In den Ländern des Tabakmonopols sind zwar bloß die Tabakfabriken Großbetriebe, aber die kleinen Tabakpflanzter sind nicht „Herrn im eigenen Hause“, sondern im Anbau und der Verwertung ihres Produkts vollständig den staatlichen Behörden unterworfen. In Deutschland würde ein Tabakmonopol über 150 000 Tabakpflanzter in sehr wichtigen Stücken der „Privatwirtschaft“ entziehen.

Zu alledem gesellt sich noch ein Moment. Die kapitalistische Produktionsweise hat die Tendenz, das Grundeigenthum und den landwirtschaftlichen Betrieb in der Weise zu trennen, daß Grundbesitzer und Landwirth zwei verschiedene Personen werden. Das liegt klar zu Tage beim Pachtssystem, aber thatsächlich wird dasselbe erreicht durch das Hypothekensystem. Die Funktionen

des Hypothekengläubigers entsprechen denen des Grundbesizers unter dem Pachtssystem; sie sind hier wie dort gleich: Einsetzen der Grundrente ohne jegliches Eingreifen in den Produktionsprozeß. Je weiter das Pachtssystem entwickelt ist, je weiter die Hypothekenverschuldung vorgeschritten, desto zahlreicher jene Landwirthe, die kein Interesse mehr am Privateigenthum an Grund und Boden haben, sondern vielmehr, wenigstens in einem Staatswesen, in dem sie gehört werden, ein Interesse an der Verstaatlichung hier des Grundeigenthums, dort der Hypothekenschulden, was allerdings noch nicht den Sozialismus in der Landwirtschaft, aber in einem demokratischen Staate schon einen erheblichen Schritt dahin bedeutet.

Da ist es nun bemerkenswerth, daß das Pachtssystem zunimmt. Man zählte 1895 im Deutschen Reiche landwirtschaftliche Betriebe:

	Mit ausschließlich gepachteten Boden	Mit ganz oder theilweise gepachteten Boden	Mit ausschließlich eigenem Boden
1882	829 137	2322 590	2953 115
1895	912 659	2607 210	2951 107
Zu- oder Abnahme	+ 83 522	+ 284 620	— 2338
Von je 100 Betrieben entfielen auf die einzelnen Kategorien			
1882	15,7	41,02	55,09
1895	16,4	46,91	53,09
Zu- oder Abnahme	+ 0,7	+ 5,89	— 1,89

Daß die hypothekarische Verschuldung der Landgüter zunimmt, ist bekannt. Um einem Mißverständnis vorzubeugen, sei bemerkt, daß die Verschuldung nicht notwendig Niedergang der Landwirtschaft bedeutet. Sie kann ebenso wie das Steigen der Bodenpachten einem Steigen der Grundrente, einem Fortschritt der Landwirtschaft entspringen. Aber das Wachsen der Hypothekenschulden beweist auf jeden Fall, daß der Prozeß der Loslösung der Landwirtschaft vom Grundbesitz, die Ver selbstständigung der Grundrente weiter vor sich geht und das Interesse des Landwirths an dem privaten Grundeigenthum sich verringert. Wenn in Preußen innerhalb zehn Jahren (1886 bis 1895) die landlichen Grundstücke mit 1 1/2 Milliarden Mark neu belastet wurden, so ist eben in diesem Zeitraum thatsächlich Grundeigenthum in diesem Werthe von den Landwirthen an die Hypothekengläubiger übergegangen.

Gleichzeitig geht aber, und das weit rascher, als die Konzentration der Bodenflächen einzelner Betriebe, die Konzentration der Hypothekenschulden in den Händen einiger Banken, Sparkassen und dergleichen vor sich.

Dieser Konzentrationsprozeß ist unbestritten. Man hat freilich darauf hingewiesen, daß die Hypothekenbanken nicht die eigentlichen Gläubiger der

Landwirthe seien, sondern nur die Vermittler zwischen ihnen und den einzelnen Kapitalisten, welche die Pfandbriefe kaufen. Das macht allerdings einen großen Unterschied für die Kapitalisten, nicht aber für die Landwirthe. Sie haben mit der Bank zu thun und nicht mit den Inhabern der Pfandbriefe. Sie ist es, die ihnen den Mehrwerth abnimmt, die ihre Güter subhastirt, wenn sie die Zinsen nicht zahlen können. An Stelle der komplizirten und unendlich variirenden persönlichen Beziehungen Hunderttausender von Bauern zu Hunderttausenden von Dorfschreibern haben wir uniforme Beziehungen der Ersteren zu einigen wenigen bürokratischen Zentralanstalten, die jetzt schon staatlich beeinflusst und kontrollirt werden, deren Verstaatlichung technisch eine sehr einfache Sache ist.

So sehen wir, daß der Konzentrationsprozeß des Kapitals auch auf dem flachen Lande nicht müßig ist. Freilich, die Erwartung, der Marx bei der Gründung der „Internationale“ Ausdruck gab, hat sich nicht erfüllt; die Vereinfachung der Agrarfrage durch Konzentration der gesamten Bodenfläche in wenigen Händen ist nicht eingetreten. Aber dennoch wirkt die Konzentration des Kapitals auf die Einverleibung der Landwirtschaft in den gesellschaftlichen Produktionsprozeß hin, einmal durch Verwandlung der Kleinbauern in Lohnarbeiter, durch steigende Verquickung von Landwirtschaft und Industrie, durch Zunahme des Pachtsystems und der Hypothekenschulden, die immer mehr in großen gesellschaftlichen Instituten zentralisirt werden.

Zu jener Einfachheit und Klarheit der Verhältnisse, wie in der Industrie, werden wir in der Landwirtschaft freilich nie gelangen. Unzählige Tendenzen und Gegentendenzen wirken da durcheinander und gegeneinander, die Klassenverhältnisse sind zwitterhaft, namentlich dort, wo das Pachtystem wenig entwickelt, wo die Masse der Unternehmer und vielfach auch der Lohnarbeiter noch Antheil am Grundeigenthum hat. Der Wechsel der Jahreszeiten bringt oft Wechsel der Klassenverhältnisse mit sich. In dem einen Monat kann derselbe Landmann Unternehmer sein, im nächsten Lohnarbeiter; nimmt man dazu noch die lokale Isolirung und als deren Folgeerscheinung die lokale Verschiedenheit der Verhältnisse auf dem flachen Lande, dann begreift man die Schwierigkeit für das ländliche Proletariat, zu einem entschiedenen Klassenbewußtsein zu gelangen.

Ueber die Schwierigkeiten der Landagitation und der Feststellung ihrer theoretischen Grundlagen brauchen wir uns nicht zu täuschen. Aber nichtsdestoweniger steht es fest, daß die Konzentration des Kapitals vor dem flachen Lande nicht Halt macht, und daß sie, wenn auch auf Umwegen, auf dem Gebiet der Landwirtschaft in gleicher Richtung wirkt wie auf dem der Industrie.

Sind aber die Erwartungen nicht völlig in Erfüllung gegangen, die Marx in Bezug auf die Konzentration des Grundbesitzes hegte, so haben sich

um so glänzender jene erfüllt, die er in Bezug auf die Gesamtheit des modernen Produktionsprozesses aussprach. Die „Kapitalmagnaten“, welche alle Vortheile des kapitalistischen „Umwälzungsprozesses“ usurpiren und monopolisiren“, sind zur Wirklichkeit geworden in der kurzen Spanne Zeit, seitdem Marx diesen Satz niedergeschrieben, und werden immer mehr zur Wirklichkeit durch die Vollendung der Kapitalkonzentration in der Form der Kartelle und Trusts.

Diese Gebilde sind ganz moderne Schöpfungen. Die Versuche, den Handel zu monopolisiren, aus ihm die Konkurrenz auszuschließen durch Verdrängen der Konkurrenten, Ankauf der Waaren, beginnen bereits in einem frühzeitigen Stadium des Waarenhandels. In der Reformationszeit sind die Klagen darüber allgemein. Aber der Ausschluß der Konkurrenz aus der Produktion, die Monopolisirung ganzer Industriezweige durch Zusammenfassung aller Betriebe in einer einzigen Organisation — Industriezweige nicht einer kleinen Stadt, sondern eines großen Staates, ja der Welt, Industriezweige, die nicht seltene Luxusartikel erzeugen, sondern Produkte für den alltäglichen Konsum großer Massen — diese Monopolisirung ist eine Erscheinung, die erst seit Marx' Tode (1883) eine ökonomische Bedeutung erlangt hat, seitdem aber in einer Weise fortschreitet, daß sie immer mehr das gesammte ökonomische und auch das politische Leben der kapitalistischen Nationen beherrscht.

Wir werden auf die Kartelle und Trusts noch bei Gelegenheit der Krisentheorie zu sprechen kommen, hier möge also der einfache Hinweis auf sie genügen.

Die hohe Finanz hat seit ihrem Entstehen die Regierungen in Abhängigkeit von sich gehalten, dank der Staatsschulden. Aber die modernen Finanzkönige beherrschen durch die Kartelle und Trusts die Nationen direkt, machen sich die gesammte Produktion unterthan. Namentlich sind es die Produzenten der Grundbedingungen aller Großindustrie, Kohle und Eisen, deren Verbände die innere und äußere Politik und das gesammte Wirtschaftsleben immer mehr bestimmen.

Der Kampf gegen manche Kartelle ruft wieder neue Kartelle der von jenen abhängigen Industrien hervor, mitunter erzwingt er die Zusammenfassung von Betrieben verschiedener Art zu einem einzigen Riesebetriebe. So sehen wir jetzt in Deutschland einen Kampf zwischen dem Kohlen Syndikat, das die Kohlenpreise in die Höhe schraubt, und den Eisenindustriellen, die sich die Preistreiberi nicht gefallen lassen wollen. Große Eisen- und Stahlwerke suchen sich zur Zeit, wo wir dies schreiben, von der Herrschaft des Kohlenkartells dadurch zu befreien, daß sie selbst Beizen erwerben. Aber die Kartelle der Eisenindustriellen machen es ebenso wie das Kohlen-

syndikat und treiben ebenfalls die Preise ihrer Produkte möglichst in die Höhe. In Oesterreich führt das Eisenkarrell zur Bedrängniß aller Industrien, die Eisen in erheblichem Maße konsumieren. Schließlich wird es vielleicht zu Vereinigungen von Eisenkonsumenten kommen, die gemeinsam Eisenwerke erwerben und betreiben. Daß Miesenbetriebe, wie Eisenbahnen, schon längst ihre eigenen Kohlengruben und Lokomotivenwerkstätten haben, ist bekannt.

Die Kartellierung oder Vertikalisierung verschiedener Betriebe derselben Art auf der einen Seite, auf der anderen die Zusammenfassung mannigfacher Betriebe verschiedener Art in einer Hand, das sind die Erscheinungen, die unser heutiges ökonomisches Leben am meisten charakterisieren. Immer rascher gehen diese Zusammenfassungen vor sich; kann ein Tag vergeht jetzt in der Periode des wirtschaftlichen Aufschwungs, der nicht von einem neuen Kartell zu melden wüßte. Die landwirtschaftlichen Industrien thun dabei lustig mit; zum Spirituszeug gesellt sich das Zuckerkarrell; von einem Butterkarrell der großen Molkereien ist auch schon die Rede.

Diese ganze, kaum zwei Jahrzehnte alte Entwicklung ist nur möglich geworden durch die Konzentration des Kapitals, die sie ihrerseits wieder aufs Mächtigste fördert. Daß die Marx'sche Konzentrationstheorie vollständig, nicht bloß einseitig richtig ist, daß sie ein völlig getreues Bild der kapitalistischen Wirklichkeit giebt, bezeugen die Kartelle und Trusts aufs Beste. Bernstein aber, der bei seiner Kritik der Konzentrationstheorie den dürftigsten Strawsack und die kleinste Nähmanschiff nicht überfieht, er schweigt dabei vollständig von den Unternehmerverbänden, der wichtigsten Erscheinung, die das ökonomische Leben außer der Agrarkrise seit Marx' Tode hervorgerufen, und deren Studium unerlässlich ist für Jeden, der es sich zur Aufgabe macht, die Marx'sche Ökonomie weiterzubilden.

Wo die Kartelle für Marx sprechen, ignoriert er sie. Erst dort erinnert er sich ihrer, wo er glaubt, daß sie gegen Marx sprechen, bei Behandlung der Krisentheorie.

e) Die Zunahme der Besitzenden.

Bernstein hat nichts gebracht, was uns veranlassen könnte, von der Marx'schen Theorie der fortschreitenden Konzentration des Kapitals abzuweichen. Die Gewerbebeziehung ebenso wie das Aufkommen der Kartelle und Trusts bestätigen sie aufs Glänzendste und die landwirtschaftliche Entwicklung zeigt sich mit ihr nicht unvereinbar.

Fortschreitende Konzentration des Kapitals heißt aber fortschreitende Verminderung (wenigstens relative) der kleineren Unternehmungen, Zunahme der großen Unternehmungen, also Zunahme der Proletarier und — bis zu

einem gewissen Stadium — der Kapitalisten, aber stärkere Abnahme der kleinen Unternehmer, also Zunahme der Besitzlosen, Abnahme der Besitzenden.

Diese Annahme erklärt Bernstein für falsch. Er schrieb in seiner Erklärung an den Stuttgarter Parteitag:

„Die Zuspitzung der gesellschaftlichen Verhältnisse hat sich nicht in der Weise vollzogen, wie sie das „Manifest“ schildert. Es ist nicht nur nutzlos, es ist auch die größte Thorheit, sich dies zu verheimlichen. Die Zahl der Besitzenden ist nicht kleiner, sondern größer geworden. Die enorme Vermehrung des gesellschaftlichen Reichthums wird nicht von einer zusammenfassenden Zahl von Kapitalmagnaten, sondern von einer wachsenden Zahl von Kapitalisten aller Grade begleitet. Die Mittelschichten ändern ihren Charakter, aber sie verschwinden nicht aus der gesellschaftlichen Stufenleiter.“

Diese Behauptungen wiederholt er in seiner Streitschrift mit besonderer Schärfe:

„Es ist durchaus falsch, anzunehmen, daß die gegenwärtige Entwicklung eine relative oder gar absolute Verminderung der Zahl der Besitzenden aufweist. Nicht „mehr oder minder“, sondern schlechweg mehr, d. h. absolut und relativ wächst die Zahl der Besitzenden. Wären die Thätigkeit und die Ansichten der Sozialdemokratie davon abhängig, daß die Zahl der Besitzenden zurückgeht, dann könnte sie sich in der That „schlafen legen“. Aber das Gegenteil ist der Fall. Nicht vom Rückgang, sondern von der Zunahme des gesellschaftlichen Reichthums hängen die Ansichten des Sozialismus ab. Der Sozialismus oder die sozialistische Bewegung der Neuzeit hat schon manchen Übergläubigen überlebt, sie wird auch noch den überleben, daß ihre Zukunft von der Konzentration des Besitzes oder, wenn man will, der Aufsaugung des Mehrwerts durch eine sich verringernde Gruppe kapitalistischer Mammutts abhängt“ (S. 50—51).

Und auf S. 178 heißt es:

„Daß die Zahl der Besitzenden zu- und nicht abnimmt, ist nicht eine Erfindung bürgerlicher Harmonisökonomen, sondern eine von den Steuerbehörden oft sehr zum Verdruss der Betroffenen ausgekundschafte Thatsache, an der sich heute gar nicht mehr rütteln läßt. Was hat aber diese That für den Sieg des Sozialismus zu besagen? Warum soll an ihr, beziehungsweise ihrer Widerlegung die Verwirklichung des Sozialismus hängen? Nun, einfach deshalb, weil das dialektische Schema es vorschreiben scheint.“

Am Deutlichsten lassen diese Behauptungen anscheinend nichts zu wünschen übrig. Und doch, sobald man sie prüfen will, stolpert man sofort über eine Unklarheit. Bernstein spricht von den Besitzenden. Wer sind die Besitzenden? Marx hat in seinem „Kapital“ keine Theorie der Zu- oder Abnahme der Zahl der „Besitzenden“ aufgestellt. Diese bilden überhaupt keine besondere Klasse. Ist jeder, der etwas hat, ein „Besitzer“, dann sind die Lohnarbeiter auch Besitzer. Besitzen sie doch Kleider und Wäsche, meist auch Möbel, mitunter ein Häuschen und einen Kartoffelsack.

Quatsch, gegen Bernstein.

Weber im „Kapital“ noch im „Manifest“ finden wir die Behauptung der Abnahme der Besitzenden. Wohl aber finden wir betont die Zunahme der Proletarier, der „Klasse der modernen Arbeiter, die nur so lange leben, als sie Arbeit finden und die nur so lange Arbeit finden, als ihre Arbeit das Kapital vermehrt“. Wenn ihr Klassenkampf mit ihrem Siege endigt, muß er notwendigerweise im Sozialismus endigen. Wie kann er aber zu ihrem Siege führen, wenn die Zahl der Proletarier nicht absolut und relativ zunimmt? Wenn Bernstein behauptete, die Zahl der Besitzenden nehme zu, nicht ab, dann lag es wohl am nächsten, diesen etwas unbestimmten Ausdruck als gleichbedeutend zu nehmen mit der Behauptung der relativen Abnahme des Proletariats. Woher aber dann seine Zuversicht für den Sieg des Sozialismus? Man muß sich erinnern, daß Bernstein im Kapitel über die materialistische Geschichtsauffassung betont, die ethischen Faktoren erhielten in der modernen Gesellschaft einen „größeren Spielraum selbständiger Betätigung, als dies zuvor der Fall war“ (S. 11). Da dürfte man wohl annehmen, daß Bernstein in dieser selbständigen, von keinen ökonomischen Bedingungen abhängigen Ethik und nicht vom Klassenkampf des Proletariats den Sieg des Sozialismus erwartete. Das war auch meine Ansicht und ich wurde darin bestärkt durch seine (oben mitgetheilten) Ausführungen im „Vorwärts“, in denen er es für unmöglich und unnötig erklärt, dem Sozialismus eine materialistische Begründung zu geben und uns als Gewähr seines Sieges auf das Rechtsbewußtsein „der Menschen“ verweist.

„Gerade weil ich die Kraft des Rechtsbewußtseins als treibenden Faktor der gesellschaftlichen Entwicklung anerkenne“, meint er dort, „lege ich auf solche Fragen, wie Ab- oder Zunahme der Besitzenden, nicht das Gewicht, wie es diejenigen thun, und allerdings auch thun müssen, die am Satz von der immanenten ökonomischen Nothwendigkeit festhalten.“

Aber mit meiner Annahme, daß Bernstein, wenn er trotz der Zunahme der Besitzenden den Sieg des Sozialismus prognostizire, diesen auch vom Rechtsbewußtsein der Besitzenden, nicht bloß der Besitzlosen erwarte, kam ich schon an. „Grobes Mißverständnis“ ist das Mindeste, was mir Bernstein in seiner Erwiderung vorwarf („Vorwärts“, 18. April):

„Wie tief seine (Kautsky's) Meinung von meiner geistigen Verfassung auch sein mag, den Unsinn wird selbst er mir nicht zutrauen, daß ich den Sieg des Sozialismus vom Rechtsbewußtsein der jetzigen Besitzenden erwarte. Denn Rechtsbewußtsein ist das Bewußtsein, daß ich das Recht auf meiner Seite habe. . . . Ich halte es nur für unmöglich und unnötig, den Sozialismus ausschließlich aus der Dekonomie abzuleiten. Die Konzentration der Produktionsmittel braucht von sich aus noch nicht zum Sozialismus zu führen, es ist noch nicht bewiesen, daß sie nicht auch mit anderen Gesellschaftsformen vereinbar wäre. Der Sozialismus wird erst nothwendig, wenn, und in dem Maße als zu jener Konzentration u. A. das bewußte Streben der nichtbesitzenden Klasse

hinzutritt, die konzentrierten Produktionsmittel der privaten Leitung zu entziehen und an der gesellschaftlichen Leitung der Produktion als vollberechtigte Mitglieder theilzunehmen.“

Also man darf Bernstein nicht den „Aufsatz“ zutrauen, den Sieg des Sozialismus vom Rechtsbewußtsein der Besitzenden zu erwarten; dieser Sieg wird hervorgehen aus der Konzentration der Produktionsmittel und (unter Anderem) aus dem bewußten Streben der nichtbesitzenden Klasse. Nach demselben Bernstein ist es aber bloß das „dialektische Schema“, das den Sieg des Sozialismus von der Zunahme der „nichtbesitzenden Klasse“, also der Abnahme der Besitzenden abhängig macht. Heute sind die Besitzlosen noch zu schwach, den Sozialismus durchzuführen. Die Besitzenden werden aber nach Bernstein von Tag zu Tag stärker. Von ihrem Rechtsbewußtsein ist nichts zu erwarten und doch ist der Sieg des Sozialismus unzweifelhaft. Woher? Warum? Darüber wissen wir jetzt weniger als je.

Ebenso wenig hat uns die Diskussion mit Bernstein nähere Aufklärung darüber gebracht, was Bernstein unter den „Besitzenden“ versteht. Ich hatte ihn auf die Zahlen der Berufszählung verwiesen. Danach sind im Deutschen Reich in Landwirtschaft, Industrie und Handel die Selbständigen von 32 auf 29 Prozent der Erwerbsthätigen herabgegangen; die Zahl der Lohnarbeiter und Angestellten ist dagegen von 68 auf 71 Prozent gestiegen. Das heißt doch sicher Zunahme des Proletariats. Darauf erwiderte Bernstein im „Vorwärts“, 26. März:

„Wichtig ist, daß in den vorgeschrittenen Ländern die Zahl der Lohnarbeiter heute schneller wächst, als die der Gesamtbevölkerung. Aber es ist mir nie eingefallen, das zu bestreiten. Kautsky schiebt in meine Sätze Dinge hinein, die ganz und gar nicht darin stehen.“

Das ist sicher eine sehr schlechte Gewohnheit von mir, aber ich fürchte, ich werde sie nicht so leicht ablegen, solange uns Bernstein über die von ihm gebrauchten Bezeichnungen so sehr im Dunklen läßt.

In seiner Stuttgarter Erklärung spricht er bald von „Besitzenden“, bald von „Kapitalisten“. Im „Vorwärts“ (21. April) erklärt er, das Wort „Besitzende“ werde von ihm durchgängig in dem Sinne gebraucht von Leuten, „die Kraft ihres Eigenthums höheres Einkommen beziehen“. Das wären also Kapitalisten und Grundbesitzer. Daß die Zahl der letzteren zunimmt, behauptet auch Bernstein nicht. Daß aber die Zahl der Kapitalisten zunimmt, haben Marx und Engels nicht geleugnet. Diese Zunahme ist vielmehr eine selbstverständliche Folge der Ausbeutung der kapitalistischen Produktionsweise. Die Zahl der gewerblichen Großbetriebe (mit mehr als 50 beschäftigten Personen) ist im Zeitraum von 1882 bis 1895 im Deutschen Reich von 9974 auf 18995, um 90 Prozent, gewachsen. Hat sich die kapitalistische

Bevölkerung in demselben Maße vermehrt, was allerdings nicht festgestellt werden kann, so hat sie sich binnen 13 Jahren fast verdoppelt.

Wollte also Bernstein bloß behaupten, daß die Zahl der Kapitalisten, derjenigen, „die kraft ihres Eigentums höheres Einkommen beziehen“, sich vermehrt, so hätte er vollständig recht. Gleichzeitig ist aber auch die proletarische Bevölkerung stark gewachsen, stärker als die Gesamtbevölkerung. Schon daraus kann man schließen, was wir noch deutlicher bestätigt sehen werden, daß die Zunahme der Kapitalisten nicht auf Kosten des Proletariats, sondern auf Kosten der übrigen Volksschichten sich vollziehen muß — also des Kleinbürgertums und der Bauernschaft.

Etwas Anderes behauptet das kommunistische Manifest gar nicht. Das ist aber gerade jene Zuspitzung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die Bernstein leugnet. Also will er wohl die „Besitzenden“ doch nicht einfach den Kapitalisten gleichsetzen.

Auf S. 50 seines Buches bemerkt denn auch Bernstein:

„Natürlich sind nicht alle Empfänger von höheren Einkommen „Besitzende“, aber in wie hohem Maße dies der Fall, ersieht man daraus, daß für 1895/96 in Preußen 1552332 Zensiten mit einem steuerbaren Nettovermögensbesitz von über 6000 Mark zur Ergänzungsteuer herangezogen wurden. Neben die Hälfte davon, nämlich 598088, versteuerten ein Nettovermögen von mehr als 20000 Mark, 385000 ein solches von mehr als 32000 Mark.“

Im „Vorwärts“ weist Bernstein darauf hin, wie oben angeführt, daß er unter „Besitzenden“ in seinem Buche „durchgängig“ Leute verstehe, „die kraft ihres Eigentums höheres Einkommen beziehen“. Daß man aber „kraft“ eines Eigentums von 6000 Mark, ja selbst von 32000 Mark ein „höheres Einkommen“ bezieht, dürfte wohl Niemand annehmen. Hier versteht Bernstein unter „Besitzenden“ nicht Leute, die kraft ihres Eigentums höheres Einkommen beziehen; hier begreift er unter Besitzenden neben den Kapitalisten auch die Mittelschichten, das Kleinbürgertum. Dem entsprechend sagt er auch auf S. 52:

„Wollte die Arbeiterklasse darauf warten, bis das Kapital die Mittelklassen aus der Welt geschafft hat, so könnte sie wirklich einen langen Schlaf thun. Das Kapital würde diese Klassen in der einen Form expropriieren und sie in der anderen immer wieder neu ins Leben setzen.“

Auf S. 63:

„Einkommenskala und Betriebskala zeigen in ihrer Gliederung einen ziemlich ausgeprägten Parallelismus, besonders soweit die Mittelglieder in Betracht kommen. Wir sehen diese nirgends abnehmen, vielmehr fast überall sich erheblich ausdehnen. Was ihnen hier von oben abgenommen wird, ergänzen sie durch Zugang von unten her, und für das, was dort aus ihren Reihen nach unten fällt, erhalten sie von oben her Ersatz. Wenn der Zusammenbruch der modernen Gesellschaft vom Schwinden der Mittelglieder zwischen

der Spitze und dem Boden der sozialen Pyramide abhängt, wenn er bedingt ist durch die Auffassung dieser Mittelglieder von den Extremen über und unter ihnen, dann ist er in England, Deutschland, Frankreich heute seiner Verwirklichung nicht näher wie zu irgend einer früheren Epoche im neunzehnten Jahrhundert.“

Dieser Satz steht allerdings im Gegensatz zu dem kommunistischen Manifest, das da sagt: „Die ganze Gesellschaft spaltet sich immer mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat.“ Er ist aber auch unvereinbar mit der Gleichsetzung von Besitzenden und Kapitalisten, wenn diese, also die Kapitalisten, und die Proletarier gleichzeitig relativ zunehmen. Denn eine solche Zunahme kann nur geschehen auf Kosten der Mittelglieder, also in der vom kommunistischen Manifest gekennzeichneten Weise.

Herr Oppenheimer sucht Bernstein in den „Sozialistischen Monatsheften“ zu Hilfe zu kommen und erklärt, man müsse scharf unterscheiden zwischen den Gebieten der Produktion und der Verteilung. Die Zahl der unselbständigen Lohnarbeiter nehme zu, aber diese hören immer mehr auf, gedrückte Besitzlose zu sein. In diesem Sinne sei Bernsteins Ausspruch von der Zunahme der Besitzenden zu verstehen. „Der durchgehende Parallelismus in der Bewegung beider Gebiete ist Dogma geworden; und jetzt, wo Bernstein auf Grund eines kolossalen Zahlenmaterials jenen Parallelismus leugnet — und das ist der wirtschaftstheoretische Angelpunkt seiner Ausführungen — jetzt wird ihm das bestrittene Dogma immer wieder als Beweis entgegengeschoben.“

Da haben wir eine dritte Lesart der Zunahme der Besitzenden. Bernstein selbst setzt diese stellenweise gleich den Kapitalisten; andere Stellen seiner Schrift weisen darauf hin, daß er darunter die Mittelschichten versteht; Oppenheimer endlich findet, daß die Zunahme des Wohlstands der Lohnarbeiter damit gemeint ist. Das Steigen der Löhne als Vermehrung der Besitzenden zu bezeichnen, ist allerdings etwas eigenartig. Bernstein sagt auch einmal ausdrücklich, nicht einmal alle Empfänger von höheren Einkommen seien Besitzende, aber wir wollen es nicht für ausgeschlossen erklären, daß man einige Stellen in der Bernsteinschen Schrift in Oppenheimers Sinne deuten könnte.

Wir können uns mit Bestimmtheit weder für die eine noch für die andere Auslegung entscheiden, denn wir sind sicher, daß, für welche immer wir uns aussprechen, Bernstein uns immer grobes Mißverständnis und Entstellung seiner Anschauungen vorwerfen wird. Es scheint uns nämlich, daß Bernstein unter der Zunahme der Besitzenden an verschiedenen Stellen Verschiedenes versteht. Das macht eine Kritik seines Satzes weder leicht noch angenehm. Aber nichtsdestoweniger müssen wir uns daran machen. Mit Recht betont Oppenheimer, daß dieser Satz, was immer er bedeuten mag, den „wirtschaftstheoretischen Angelpunkt seiner Ausführungen bildet“; gerade dieser Satz wird

troß seiner Klarheit von unseren Gegnern am meisten gegen uns ausgebeutet, wir müssen uns also darüber klar werden, wie wir uns ihm gegenüber zu stellen haben.

Er wurde ja nach Oppenheimer „auf Grund eines kolossalen Zahlenmaterials“ gewonnen, also muß dieses uns Anhaltspunkte zu seiner Kritik gewähren.

Ein wahres Glück, daß Bernstein es verstanden hat, dieses „kolossale Material“ auf nicht ganz zwei Druckseiten unterzubringen. Da haben wir einmal die schon oben zitierten Zahlen der preussischen Ergänzungsteuer von 1895/96. Sie sind die einzigen, wie Bernstein selbst zugiebt, die eine Zählung von Besitzenden bedeuten. Aber eine Zu- oder Abnahme können sie schon deswegen nicht bezeugen, weil sie sich nur auf ein Jahr erstrecken. Die Ergänzungsteuer ist noch zu kurze Zeit eingeführt, als daß eine Vergleichung verschiedener Jahre bestimmte Schlüsse ermöglichen.

Für Bernstein sind aber auch absolute Zahlen schon von großem Werthe. Die Veranlagungsergebnisse zur preussischen Ergänzungsteuer von 1895 erfüllen ihn mit Befriedigung, denn sie zeigen ihm die große Zahl der Besitzenden an. Andere, sehr gut bürgerlich denkende Leute, sind davon weniger entzückt.

„Die Ergebnisse der Veranlagung zur preussischen Ergänzungsteuer (1895)“, schreibt Hertner („Arbeiterfrage“, 2. Aufl., S. 9), „geben kein erfreuliches Bild der Vermögensvertheilung, wie die nachstehende Tabelle beweist:

Vermögen exclusive Mobilien Mark	Besitzer		Gesamtsumme der veranlagten Vermögen	
	Absolut	Prozent	Absolut in Mark	Prozent
6000 bis 20000	563370	46,89	2976304	9,50
20000 „ 82000	203894	17,69	2214243	7,13
82000 „ 52000	162262	14,08	3286804	10,69
52000 „ 100000	122688	10,65	4279289	13,76
100000 „ 200000	67179	4,98	3993609	12,86
200000 „ 500000	29373	2,55	4500873	14,60
500000 „ 1000000	8375	0,73	2279904	7,60
1000000 „ 2000000	19	0,00	2459064	7,90
über 2000000	1	0,01	4360638	14,05

Man kann eine Vermögensvertheilung unmöglich gut heißen, bei der die zwei obersten, die Millionen umfassen, 11 Stufen, die 5256 Angehörige zählen, zusammen noch 1621 Millionen Mark mehr besitzen, als die zwei untersten Stufen, obwohl diese 767204 Besitzer darstellen. Und doch bringen diese Zahlen nur den Gegensatz der Besitzvertheilung innerhalb der besitzenden Klassen zum Ausdruck. Diese Einkommensvertheilung ruft nicht nur vom sozialen, sondern auch vom Standpunkt des wirtschaftlichen Fort-

schritts schwere Bedenken hervor“ — jedoch nicht bei Bernstein. Dafür ist er auch nicht bürgerlicher Nationalökonom, sondern nennt sich Sozialdemokrat und Marxist.

Das andere „kolossale Zahlenmaterial“, womit die Zunahme der Besitzenden nachgewiesen werden soll, enthält keine Vermögens- und Besitzstatistik, sondern bloße Einkommensteuerstatistik.

Einkommen und Einkommen aus Besitz ist nicht notwendigerweise dasselbe. Wenn heute drei Viertel der Einkommen über 3000 Mark aus dem Besitz herrühren und nach dreißig Jahren drei Viertel dieser Einkommen Arbeitseinkommen geworden sind, so wird, wenn die Höhe der Einkommen sich nicht geändert hat, die Einkommensteuerstatistik nicht ahnen lassen, welche Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse vorgegangen ist. Gerade über die Ab- und Zunahme der Besitzenden läßt sie uns im Unklaren.

Sie kann auch eine Erhöhung der Einkommen selbst anzeigen, ohne daß eine solche eingetreten. Bleiben wir bei dem obigen Beispiel. Innerhalb dreißig Jahren sei die Höhe der Einkommen konstant geblieben, aber ihr Charakter ändere sich. Vor dreißig Jahren stammten drei Viertel aus dem Besitz, ein Viertel aus Lohn und Gehalt. Nun ist das umgekehrte Verhältniß eingetreten. Einkommen aus dem Gehalt sind aber mit weit größerer Genauigkeit festzustellen, als solche aus geschäftlichen Unternehmungen. Wurde vor dreißig Jahren ein Viertel der Einkommen richtig angegeben und bei drei Vierteln durchschnittlich dreißig Prozent des Einkommens verschwiegen, so würde, ceteris paribus, jetzt auch das umgekehrte Verhältniß eingetreten sein. Die Einkommensteuer würde eine Zunahme der Einkommen anzeigen, die gar nicht der Wirklichkeit entspräche, sondern nur aus der Abnahme der kapitalistischen Einkommen resultierte.

Wir haben eben keine wissenschaftliche Einkommenstatistik, sondern nur eine Statistik zu Steuerzwecken. Sie wird nicht nach wissenschaftlichen, sondern nach fiskalischen Gesichtspunkten aufgenommen und ihre Ergebnisse werden durch materielle Interessen verfälscht. Die Zahlen der Einkommensteuerstatistik sind demnach selbst für die Untersuchungen der Einkommensveränderungen nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen und dürfen höchstens symptomatische Bedeutung beanspruchen. Irgend welche Schlüsse auf die Besitzvertheilung gestatten sie nicht. Wir müssen auch nicht erlernen, daß irgend Jemand außer Bernstein die Einkommensteuerstatistik zu diesem Zwecke gebraucht hätte. Man bediente sich ihrer, um das Steigen des Wohlstands zu debuzieren, nicht aber, um Veränderungen in der Zahl der Besitzenden festzustellen.

In dem ganzen kolossalen Ziffernmaterial ist daher keine, keine einzige Ziffer, die für seinen Satz von der Zunahme der Besitzenden benutzt werden könnte. Immerhin, lassen wir einmal dieses enorme Material auf uns wirken.